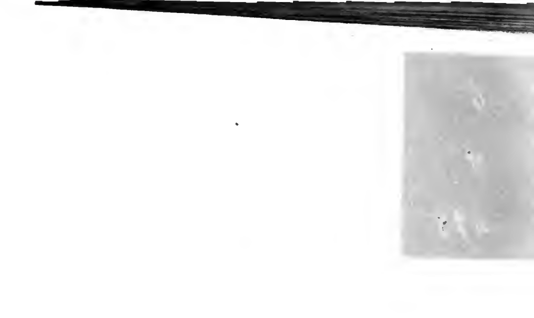


…eferung. Preis: 3 gGr. oder 3¾ Ngr.



Das ganze Werk erscheint in **einzelnen** Lieferungen.



ANDREAS HOFER

Sandwirth aus Passeyr

Leipzig durch Binders Kunst Verlag.



HOFERS HAUS
in Passeyr

Leipzig durch Bruders Kunst-Verlag

ANDREAS HOFER

und

der Freiheitskampf

IN TYROL

1809.

Leipzig J. Binders Kunst Verlag

Andreas Hofer

und

der Freiheitskampf in Tyrol

1809.

Von *r.

Mit 24 Stahlstichen.

Leipzig,

Verlag und Druck von B. G. Teubner.

1841.

Vorrede.

Eine Darstellung des furchtbaren Kampfes der Tyroler im Jahre 1809 scheint in mehr wie einer Hinsicht ganz besonders geeignet, der Aufmerksamkeit eines größern Publikums empfohlen werden zu können, sofern in ihr nur das Streben sichtbar ist, die Ursachen desselben zu entwickeln, den Gang davon zu beschreiben, und die Männer zu schildern, welche an der Spitze standen. Es lassen sich aus der Geschichte desselben so manche Lehren ziehen. Wir sehen, wie auch ein kleines Volk gar Großes, ja Unglaubliches zu thun vermag, wenn es von einer Idee lebendig ergriffen und sich bewußt ist, welchem Ziele es zustrebt, wie sehr aber auch sich jedes Volk hüten mag, den süßen Schmeichelworten der Politik zu vertrauen, und mit sich zu Rathe gehen muß, ob auch seine Kräfte dem Unternehmen gewachsen sind. Die Tage, wo hier so Großherziges begonnen wurde, was zuletzt in wilder Verzweiflung oder hoffnungsloser

Erschlaffung endete, sind längst vorüber, aber auch deshalb scheint es um so räthlicher, ihre Geschichte zu erzählen, weil sie, von den Zeitgenossen vielfach entstellt, den Nachkommen zum Theil kaum Glaubliches erscheinen läßt. Bald kommt die Zeit, wo auch nicht Einer von denen mehr übrig ist, welche auf diesem Schauplatze 1809 mit Rath oder That eingriffen. Als der Verf. 1841 Tyrol besuchte, ward ihm fast bei jeder Frage nach einem solchen die Antwort: er ist todt! So ist der mehrmals genannte Frischmann in Schlanders schon vor fünf Jahren gestorben; Teimer starb 1838 zu Grätz, ohne seit 1814 wieder in Tyrol gewesen zu sein; die Tochter des Schneider Zamper in Sterzingen (S. 56 u. 245) starb ebenfalls und zwar unverheirathet, halb verrückt 1840; Eisenstecken hat schon funfzehn Jahre der Erde gegeben, was ihr gehört, und eben so ist der Gastwirth Straub in Hall schon lange neben Speckbacher zur Ruhe heimgegangen. Andere sind fast verschollen, z. B. Etschmann, der längst seinem Gasthofe hat den Rücken kehren müssen. Der Verf. suchte, nach Möglichkeit ohne Gunst und Abgunst, seine Aufgabe zu lösen, und die Quellen, welche er benutzte, sind an Ort

und Stelle angegeben. So manche davon waren mit Mühe zu erhalten, da die öffentlichen Bibliotheken zu wenig sammeln, was nur augenblickliches Interesse zu bieten scheint. Wie er bei der Benutzung zu Werke ging, möge seine Arbeit selbst zeigen. Zum Mindesten hofft er dargethan zu haben, daß er keiner Aussage unbedingten Glauben schenkte. Viele Notizen hat er, wie der freundliche Leser bemerken wird, an Ort und Stelle gesammelt, da er zweimal, 1839 und 1841, das letztere Mal einzig und allein dieser Arbeit wegen, einen großen Theil Tyrols besucht hat. Andere spezielle Bemerkungen verdankt er der Güte des aus dem Passeyerthale gebürtigen Kaufmanns Joh. Nep. Thurnwalder in Hafnerzell, der 1809 während des Kampfes vom 4. Septbr. an fast nicht von Hofer's Seite weggekommen ist, in mehreren Kämpfen tapfer eingriff, und gleich in jener Zeit alles, was ihm wichtig dünkte, niederschrieb *).

*) Er war damals noch sehr jung. Schon als Knabe von 13 — 15 Jahren hatte er als Fähnrich den Feldzügen von 1796 — 1799 — laut gerichtlichem Zeugnisse — beigewohnt und die goldne Verdienstmedaille erhalten. 1809 führte er eine Kompagnie Passeyrer als Oberlieutenant.

Nicht minder „war er Tag und Nacht in der nächsten Umgebung" des Kapuziners Haspinger, als dieser nach Salzburg operiren wollte, und „führte größtentheils seine Correspondenz." Das erste Heft von diesem Versuche war ihm kaum vor die Augen gekommen, als er dem Verf. nicht allein seinen Beifall zu erkennen gab, sondern auch freundlichst die Mittheilung aller jener und mancher anderer Privatpapiere anbot, die natürlich mit dem größten, herzlichsten Danke angenommen wurden! In jedem Falle hofft er auf solche Art eine nicht ganz vergebliche Arbeit unternommen zu haben.

Leipzig, im November 1841.

*r.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Theil.

Zweiter Theil.

XVIII.

Dritter Theil.

I.

Das Erwachen des Volksgeistes in Europa und namentlich in Spanien.

Es giebt in dem Leben des einzelnen Menschen Augenblicke, wo er sich gleichsam aus seiner gewöhnlichen Sphäre heraushebt und ein viel höheres Maß von Geistes= wie von Körperkräften entwickelt, als ihm in andern zugemessen ist. Ebenso aber zeigt auch die Geschichte der Völker, daß sie von Zeit zu Zeit gleichsam von einem größern Gemeingeiste beseelt sind, daß sie alles aufbieten, ein allen gemeinsames Ziel zu verfolgen, und kein Opfer scheuen, es zu erreichen. Hab' und Gut, das Leben selbst, dünkt ihnen ein Kleines, es dafür hinzugeben. Es ist dies eine Zeit, wie sie Schiller malt:

Der Ackersmann verläßt den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greise waffnen sich,
Der Bürger zündet seine Stadt, der Landmann
Mit eignen Händen seine Saaten an!

Ein solches Schauspiel erlebte Europa im ersten Viertheile dieses Jahrhunderts, besonders vom Jahre 1808 an.

Der erste Akt desselben begann in Spanien. Dies schöne, große Land bildete einst unter Karl V. und Philipp II. die mächtigste Monarchie in Europa, aber es war durch consequenten Geistesdruck, durch Vernichtung der fleißigen Mauren, durch Vertreibung der reichen Juden, durch Auswanderung nach den Colonien, durch eine Reihe schwacher Regenten allmälig so gesunken, daß es in eine Art von Abhängigkeit von Frankreich gerieth, als es seine neue Königsfamilie von Ludwig XIV. empfangen hatte. Der es im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts beherrschende Karl IV. war einer der bigottesten, wie der schwächsten Fürsten, welche je auf einem Throne saßen, und ein willenloses Spielwerk seiner Gemahlin, wie seines Lieblings, des ersten Ministers Godoy, genannt der Friedensfürst, weil er einst (22. Jul. 1795) den Frieden mit der französischen Republik zu Basel vermittelt hatte. An seinem Hofe gab es bereits 1806 zwei Parteien; die eine war die des Königs, die andere seines Thronfolgers, des Prinzen von Asturien, und beide suchten um die Gunst des damals allmächtigen Kaisers Napoleon nach, der unter solchen Umständen den Gedanken gefaßt hatte, die Stellung Spaniens zu Frankreich so umzuformen, wie sie bis zum Sturz der Bourbons gewesen war. Der eben beendigte Krieg mit dem Norden Europa's, d. h. mit Preußen und Rußland, gab ihm die Mittel an die Hand, allenfallsigen Widerstand zu besiegen, und die Ereignisse am Madrider Hofe selbst arbeiteten wie um die Wette, den Gedanken zu verwirklichen.

Einsam, vom Hofe halb verbannt, klagte der Prinz eben über sein Schicksal bei ihm durch einen Vertrauten, Juan Escoiquiz, als der Friedensfürst, von Verdacht gegen den Prinzen erfüllt, ihn unvermuthet festnehmen ließ und Miene machte, ihn vor ein Gericht zu bringen, das ihm als Hochverräther, der dem Leben des eignen Vaters nachstelle, den Proceß machen solle.

Bereits hatten sich zahlreiche französische Truppen der spanischen Grenze genähert und diese selbst zu Ende des Jahres 1807 überschritten; noch mehr aber folgten ihnen 1808 nach, und nahmen ohne Umstände mehrere der wichtigsten Festungen in Besitz, da die Befehlshaber derselben vom Madrider Hofe keine Weisung erhielten, als sich auf freundschaftliche Weise mit den französischen Generalen zu verständigen. Schon war im Frühjahre 1808 die ganze Masse der Franzosen bis auf 100,000 Mann gestiegen, welche unter dem Großherzog von Berg, Murat, Madrid selbst zum Ziele zu nehmen schienen, und jetzt erst witterte der Friedensfürst die Gefahr, welche dem Hause seines Königs drohte; bis dahin hatte er in allen solchen neuen Streitkräften nur Verstärkungen zu sehen gemeint, welche nach Portugal bestimmt wären, das im Herbste 1807 von Napoleon durch den Herzog von Abrantes erobert und zum Theil dem Friedensfürsten versprochen worden war, insofern ein Corps von 27,000 Mann spanischer Truppen zur Verfügung des französischen Kaisers gestellt würde. Er rieth der königlichen Familie dringend, über's Meer zu entfliehen

und in Mejiko den Gang der Dinge abzuwarten, wie es die portugiesische in Rio Janeiro that; allein Karl IV. zauderte, theils von andern Ministern bestimmt, theils von Natur zu träge, schnell einen entscheidenden Entschluß zu fassen, bis endlich einige Tage nach Godoy's Vorschlage in der That die königlichen Garden aufbrachen und die Richtung nach Süden nahmen (16/17. März 1808). Aus Aranjuez werde der Hof — verbreitete sich das Gerücht — nach Andalusiens Hauptstadt gehen, und in dieser Nebenresidenz selbst, in Aranjuez, brach unvermuthet am 17. Abends, kurz vor der Stunde, wo man die Abreise des königlichen Hauses argwöhnte, ein schrecklicher Aufstand aus, der zunächst dem Günstlinge des Hofes, dem Friedensfürsten, galt. Er fiel den Aufrührern erst nach 36 Stunden in die Hände; so lange hatte er sich, von Todesangst gefoltert, unterm Dache seines Palastes verborgen gehalten, den das Volk in schrecklicher Weise zerstörte. Als ihn das Volk endlich von Soldaten nach der Hauptwache bringen sah, kostete es die größte Mühe, ihn beim Leben zu erhalten. Zunächst hatte ihm der Aufstand gegolten, weil man ihn für den Verfolger des Thronfolgers, des Prinzen von Asturien, hielt. Es sollte dieser aus der schmählichen Gefangenschaft befreit werden, in welcher ihn der königliche Günstling hielt. Allein um Godoy's Leben zu retten, geschah noch Eins, was die Welt nicht gesehen hatte. Der König Karl IV. verzichtete unter der Bedingung, daß seinem Günstling Leben und Freiheit gesichert würde, auf die Krone;

er trat sie an seinen Sohn Ferdinand ab, welcher wenige Monate vorher auf Leben und Tod angeklagt worden war, und das Schicksal des Don Carlos oder des Sohnes von Peter I. vor Augen hatte!

War der französische Kaiser schon vorher mit dem Gedanken befreundet gewesen, auf Spaniens Thron einen seiner Brüder zu setzen, wie ihn einst Ludwig XIV. von seinem Enkel Philipp von Anjou in Besitz nehmen ließ, so mußte derselbe jetzt schneller zur Reife kommen, da er theils der Sache nach Herr von mehrern, ja von den meisten wichtigen Punkten Spaniens war, theils seine Truppen fast in dem Augenblicke Madrid besetzten, wo der junge Ferdinand VII. seinen Einzug hielt, und dieser sowohl, wie Karl IV., um die Wette eilte, dem gefürchteten Napoleon die Sache, jeder nach seiner Art, vorzutragen. Der neue König bedurfte, schien es, nothwendig der Zustimmung des französischen Kaisers in einer Angelegenheit, welche ganz gegen alle Formen des geregelten Staatslebens verstieß; denn daß ein Erbprinz die Krone so in Empfang nimmt, wie es bei Ferdinand VII. geschehen war, konnte wohl in Ispahan oder Constantinopel hingehen, aber nicht in einem zum europäischen Staatsverbande gehörigen Lande. Allein selbst diese Art, wie er auf den Thron gekommen war, hatte noch auf ein Hinderniß stoßen müssen. Der alte König Karl IV. protestirte gegen seine Abdankungsakte; er nannte sie erzwungen, denn sie sei von ihm nur ausgestellt worden, weil er größeres Un-

glück habe verhüten wollen und da die französischen Truppen, wenn Napoleon winkte, solcher Protestation auf der Stelle die nöthige Kraft verleihen konnten, so mußte sein Wort, sein Einfluß dem alten wie dem jungen König gleich wichtig sein. Napoleon hatte sich bereits nach der Grenze Spaniens begeben, und am 14. April Bayonne erreicht, wo ihm Savary, sein Adjutant, mit einem Briefe Ferdinands VII. entgegen kam, der schon in Vittoria auf Antwort wartete, dann aber selbst nach Bayonne ging. Dahin begaben sich nun auch die königlichen Eltern desselben und Godoy, sein ärgster Feind. Napoleon hatte ihm bis dahin (30. April) nur ausweichend geantwortet, nichts versprochen, nicht geradezu die Hoffnung genommen. Jetzt aber mußte er die Krone in des Vaters Hände zurückgeben, und dieser, ihrer Sorgen überdrüßig, so wenig sie ihm je große Sorgen gemacht hatte, legte sie in die Hände Napoleons, damit er sie dem von seinen Brüdern geben könne, welcher ihm hierzu der würdigste schien.

So hatte der französische Kaiser seinen Zweck erreicht, ohne daß, schien es, ein Tropfen Blut vergossen worden war. Ach und wie viel Tausende sollten es doch mit ihrem Blute düngen, das Land, welches man in einer Art Todesschlaf gefesselt hielt! Das spanische Volk war bei allen diesen diplomatischen Verhandlungen in Bayonne, wo die Krone hin- und hergeschoben wurde, wie ein Spielball, nicht befragt worden. Erst als Napoleon seinen Bruder Joseph aus Neapel herbeigerufen hatte, sie zu tragen, rief man spanische De-

putirte nach Bayonne, das, was über das Land beschlossen worden war, zu genehmigen. Aber bereits hatte sich das Volk aufs Neue und in einer Art geltend gemacht, welche im ganzen Lande, von einem Meere bis zum andern, von einer Bergkette bis zur andern wiederhallte. Während Ferdinand VII. und seine Eltern ihren Proceß vor Napoleon in Bayonne führten, floß am 1. Mai in ihrer Hauptstadt Blut in Menge. Es war vom Erstern verlangt worden, seinen jüngern Bruder, Francisko, nach Bayonne zu senden, und als dieser solchem Befehle nachkam, schien er in dem Wagen, worin er saß, zu weinen. In Madrid herrschte schon geraume Zeit dumpfe Gährung. Die Scenen in Aranjuez am 17. März hatten hier allgemeine Billigung gefunden und sollten in noch größerem Maße Anklang, Nachahmung finden. Die vermeintlichen oder wirklichen Thränen des Infanten gaben das Zeichen dazu. Der Pöbel faßte einen Adjutanten des Großherzogs Murat, von welchem der Befehl, den Infanten fortzusenden, ausgegangen sein sollte. Mit Mühe ward der Adjutant durch einen spanischen Officier aus den Händen der Tobenden gerettet; aber andere einzeln gehende französische Soldaten fanden kein besseres Geschick oder wurden ermordet. Ein französisches Bataillon hatte sich gesammelt und Feuer gegeben, aber dies entflammte vollends alles zur blinden Wuth, und nun entspann sich ein Kampf, ein mörderischer Kampf in vielen Straßen, in einzelnen Häusern, der um so schrecklicher war, da die in Madrid lagernde spanische Ar-

tillerie sich dem Volke angeschlossen hatte. Erst Nachmittags spät gelang es den französischen Kolonnen, sich zum Meister aller dominirenden Punkte zu machen, die Verbindungen der Straßen zu hemmen, die vereinzelten Haufen zu zersprengen, um dann an allen Gefangenen, bei welchen man die geringste Waffe fand, und wenn es ein Taschenmesser gewesen wäre, nach Kriegsrecht Rache zu nehmen.

Allein der 1. Mai 1808 sollte für ganz Spanien selbst ein Zeichen des allgemeinen Aufstandes und Kampfes werden. Denn in den Mauern Madrids befanden sich zufällig Deputirte und Fremde aus allen Provinzen, weil Ferdinands VII. Thronbesteigung sie dahin gerufen hatte. Die Gräuelscenen dieses Tages trieben sie schnell in ihre Heimath; sie berichteten, was sie gesehen hatten, erzählten, wodurch der Aufstand hervorging, wie grausam Murat sich gegen die Ergriffenen benahm, und ehe sechs Wochen vergingen, loderte es in allen Gegenden so, wie am 1. Mai in Madrid. Asturien sendete Deputirte nach England (6. Jun.), um Beistand zu flehen, das hierzu gern bereit war; in Cadix zwang man die dort vor Anker liegende französische Flotte, die Segel zu streichen (14. Jun.). In Valencia wurden die Franzosen (5. Jun.) 330 an der Zahl ermordet, und als eben Joseph in Madrid als neuer König gekommen war, mußten 20,000 der besten französischen Truppen unter den tapferen Generalen Dupont und Vedel in der Sierra Morena vor einer Masse Bauern die Waffen strecken (18. Jul.), welche ihnen alle Lebensmittel

dergestalt abgeschnitten hatten, daß Hunger und Durst bewirkten, was nie die Waffen vermocht hätten. Kurz, das spanische Volk hatte einen Krieg begonnen, in welchem eine halbe Million Franzosen, Italiener und Deutsche ihr jammervolles Ende fanden, und Europa vernahm mit Staunen, was sich dort ereignete. Man hatte seit hundert Jahren und länger nicht gewußt, welche Kraft in einem Volke liegt, wie leicht ein Heer, aber wie schwer dagegen ein Volk zu besiegen ist, das alles an seine Unabhängigkeit setzt und welchem das Schicksal einen mächtigen Mann schenkt,

— — Der ein Mittelpunkt
Für viele Tausend wird, ein Halt; sich hinstellt
Wie eine feste Säul', an die man sich
Mit Lust mag anschließen und mit Zuversicht!

In Spanien hatte man, weil es zu entfernt lag, selten von Reisenden besucht wurde, und diese dann mehr auf ihnen fremde Sitten, als auf die eigentliche Sinnesweise achteten, mehr mit den höheren, als den niedern Ständen verkehrten, solchen Volksgeist, der gegen den damals mächtigsten und unbesiegbarsten Fürsten in die Schranken trat, am wenigsten gesucht. Ein einziger Staatsmann Europa's schien ihn gehörig zu würdigen, Napoleons und Frankreichs geschworner Feind Pitt, und hatte diese Scenen schon 1805 nach der Ulmer Katastrophe vorausgesagt. „In Spanien," waren damals seine Worte, „wird Napoleon seinen Untergang finden." Zum Theil war das spanische Volk ungleich kriegerischer, als man es zu nehmen gewohnt war, weil man

es nur nach dem Ausgange des Krieges beurtheilte, welchen der Hof gegen die französische Republik mit geringen Kräften, unter ungeschickten Anführern matt begonnen, kraftlos fortgesetzt und in Basel durch einen unerwarteten Friedensschluß beendet hatte. Allein in seinen hohen, unfruchtbaren Gebirgen haus'te eine solche Menge Schleichhändler und ihnen war eine Kühnheit eigen, daß sie mehr galten, als alle königlichen Truppen in den Garnisonen der Städte. Der Schleichhändler der Pyrenäen setzte sich's zur Ehre, ein solcher zu sein und jeder, der es nicht war, hielt es für eine Ehre, mit einem solchen auf vertrautem Fuße zu leben. Mit allen Pässen, mit allen Schluchten und Klüften und Bergen bekannt, eigneten sie sich am besten dazu, auf Punkten zu erscheinen, wo kein Feind sie vermuthen konnte, und im Nothfall dahin zu flüchten, wo sie kein Soldat zu verfolgen vermochte. Dann hatte das spanische Volk einen großen *Nationalstolz*. Der ärmste Bettler dünkte sich ein Caballero zu sein; ein Ritter, ein Mann von Gewicht. Aus diesem Stolze mußte sich nothwendig eine gewisse *Verachtung* ergeben, mit welcher der Spanier auf jeden Fremdling herabsah, oder ein gewaltiger *Haß*, wenn dieser sich irgend eine Gewalt über ihn anmaßte, und so konnte es der Spanier unmöglich gelassen ertragen, daß französische Generale den Herrn in seinem Lande spielen wollten; es kochte in seinem Innern, wenn er ihnen und ihren Schaaren alle die Bedürfnisse liefern sollte, welche von ihnen in um so größerer Menge in Anspruch genommen wurden, je weniger



ordentlichem hohen Grade eigen ist. Endlich kam nun noch ein eigenthümlich hoher Grad von Frömmigkeit, Religiosität, Bigotterie, und wie man es sonst nennen mag, zu dem Allen. Der Spanier hielt sich allein für einen guten Christen und er war es wenigstens bis zu dem Punkte, in welchem von ihm aufs Strengste alle von der katholischen Kirche vorgeschriebenen äußerlichen Uebungen beobachtet wurden. Niemand hielt strenger die Fasten, betete fleißiger den Rosenkranz, beichtete pünktlicher als er; allein alle Nichtspanier dünkten ihm darum auch fast Nichtchristen zu sein und folglich waren sie Ketzer und die Inquisition, welche in keinem Lande mehr als hier und in keinem länger, als hier, ihre Herrschaft geübt hat, sah in solchen Ketzern verabscheuungswerthe, der Vertilgung unterliegende Geschöpfe, Niemand aber war mehr in den Ruf der Ketzerei gekommen, als gerade die Franzosen seit dem Beginne ihrer Revolution. Genug, man sieht, wie alle diese Dinge darauf hinwirken mußten, in einem Lande, in einem Volke, von dem man nur selten Etwas zu vernehmen gewohnt war, ein Feuer zu entzünden, welches binnen fünf Jahren über den größten Theil Europa's seinen Glanz verbreiten sollte, und wie wahr Pitt schon beim Empfange der Nachricht von Ulms Capitulation sagen konnte: „In Spanien wird zuerst das Feuer jenes Patriotismus auflodern, der allein Europa befreien kann!"*)

*) Toreno, Gesch. d. Aufstandes in Spanien, II. S. 416. 1836.

II.

Einwirkung von Spaniens Erwachen auf Deutschland. Katt, Dörenberg, Schill und Braunschweig-Oels.

Je unvermutheter ein großes Ereigniß eintritt, desto elektrischer muß es auf alle Gemüther wirken, und dies war der Fall unmittelbar nach dem Erwachen des spanischen Volkes. Gleich nach demselben brach der Krieg in Deutschland zwischen Oesterreich und Frankreich aus. Jenes hoffte, Napoleon von Spanien dermaßen beschäftigt zu sehen, daß es ihm gelingen könne, alles, was die Friedensschlüsse von Campo Formio, Lüneville und Preßburg ihm an Macht und Land entrissen hatten, gerade jetzt wieder zu gewinnen, so wie ganz Deutschland zu ähnlicher Erhebung des Schildes zu bewegen, wie es Spanien gethan hatte. Es wies in seinen Proklamationen ausdrücklich die Deutschen darauf hin, „Spaniens großem Beispiele nachzuahmen und den Augenblick der Rettung kraftvoll zu ergreifen, welcher in Jahrhunderten nicht wiederkehre.“ In der That fehlte es nicht an Erscheinungen, welche den Geist, der bereits in Tausenden der Deutschen erwacht war, darthaten und wenn er nicht schon jetzt sein Ziel erstrebte, sondern sich noch wenige Jahre beugen mußte, so lag es nur an den bei-



spiellosen Niederlagen, welche das österreichische Heer gleich bei Eröffnung des Feldzugs erlitt, so, daß alle Hoffnung, die selbst der feurigste Enthusiasmus anfangs auf dasselbe gesetzt hatte, abgekühlt wurde. Gleich in dem Augenblicke, wo es erschien, trat ein kühner Abenteurer, wie die Zeitungen damals jeden Muthigen bezeichneten, der aus den gewöhnlichen Schranken trat, ein preußischer Exkapitain von Katt, in dem damaligen Königreiche Westphalen auf, es mit einem Haufen kecker Genossen gegen seinen improvisirten König Hieronymus in Flammen zu setzen. Er nahm in einigen Städten die Staatskassen weg, indem er durch die Altmark bis Magdeburg vorrückte, floh aber dann nach Böhmens Grenze, als ihn die preußische Regierung, mit der westphälischen gemeinschaftlich handelnd, für vogelfrei erklärte. Allein Katt hatte nicht allein den Gedanken gehabt, die französische Oberherrschaft in Deutschland zu vernichten, sondern nur im Einverständnisse mit vielen Andern gehandelt. Eine Menge Beamte hofften ihm und seinen Freunden in die Hände arbeiten zu können, Professoren ermunterten ihre jungen Zuhörer, die Stiftsdamen in Homburg stickten bereits an Schärpen für die Anführer der deutschen Truppen, welche Westphalen überschwemmen würden, alte, längst von den Fahnen getrennte Krieger konnten kaum den Augenblick erwarten, wo sie wieder die frühere Kraft erproben könnten und ein Oberst Dörenberg bei der Garde in Kassel, beauftragt, den Aufstand zu unterdrücken, welchen eine Gemeine von Bauern erregte, zog mit

seinen Truppen nur dahin, diesen den Antrag zu stellen, sich mit den Landleuten zu vereinen, dann schnell in die Residenz zu eilen, dort den fremden König gefangen zu nehmen, so aber das große Werk, die Befreiung ihres Vaterlandes von den Franzosen zu vollenden. Nur wenige jedoch gaben ihm Gehör, die meisten eilten zurück, zu melden, was vorgegangen war, und Dörenberg stand so nur an der Spitze einiger hundert armer bald verzagender Bauern. Dennoch zog er mit ihnen nach Kassel zu, einen Hauptschlag auszuführen, in der Hoffnung, daß sein Beispiel die Truppen verleiten würde, ihm beizutreten. Es geschah nicht, denn der Deutsche ist der Mehrzahl nach zu rechtlich, um ohne die größte Noth den Gehorsam zu verletzen, welchen er zugesagt hat, und diese größte Noth war damals noch nicht gekommen, der Kriegsstern des französischen Kaisers war gerade damals (21. Apr.) glänzend wieder aufgegangen. Jeder Eilbote, der von der Donau kam, meldete einen neuen Sieg.

Es gehörte aber solcher Glanz des Kriegssternes dazu, ihn unerschüttert auf seiner schwindelnden Höhe zu erhalten, denn mitten in solchem Siegesjubel, und während bald in Eilmärschen, bald schreckliche Kämpfe bestehend seine Heere die Donau hinab nach Wien zogen, durchbrach ein neuer junger Held die Schranken der gesetzlichen Ordnung; ein Krieger, den selbst damals Niemand als gewöhnlichen Abenteurer zu bezeichnen wagte: der tapfere Oberst Schill, bekannt und mit großer allgemeiner Achtung genannt aus dem Kriege von 1806/1807

zwischen Frankreich und Preußen. Mit seinen Truppen, etwa 600 an der Zahl, die aber treu und fest an ihm hingen, zog er unvermuthet am 29. Apr. aus seinem Standquartier Berlin über die Grenze, und mehrere Truppen, welche der Gouverneur von Berlin, General Lestocq ihm nachsendete, die Entwichenen alle zu ihrer Pflicht zurückzuführen, benutzten noch diese Gelegenheit, sich ihm anzuschließen. So offenbarte sich bereits die Stimmung, und herrschte so allgemein, daß man nur sorgen mußte, durch kluge Mäßigung sie nicht auf's Aeußerste zu treiben. Schill's Unternehmung schien Großes zu verkünden. Seine Krieger waren ausgesucht, voll Selbstgefühl, wie voll Vertrauen zu ihm. Jeden einzelnen Mann kannte er, jeder einzelne hatte unter seinen Augen gekämpft. Allein gleich der Anfang, der bei solchen Unternehmungen meist über den Fortgang entscheidet, war von übler Vorbedeutung. Er wollte Wittenberg in Besitz nehmen, um an der Elbe einen festen Platz und Uebergangspunkt zu haben. Hier hoffte er Geld und Kriegsvorräthe zu finden, und das Banner aufzupflanzen, unter dem sich Deutschlands Jugend sammle. Aber die schwache sächsische Besatzung öffnete nicht die Thore und ließ es nur, zu klein, dies zu hindern, geschehen, daß Schill mit seinen Truppen über die unfern befindliche Elbbrücke nach Dessau zog. Von nun an aber hatte das ganze Unternehmen keinen festen Haltpunkt. In Dessau erhob er Kontributionen, in Halle ließ er durch ein Streifkorps den preußischen Adler wieder aufheften, und am 5. Mai lieferte er

sogar bei Dodendorf den westphälischen Truppen, die gegen ihn aus Magdeburg gerückt waren, ein sehr glänzendes Gefecht, das 200 Gefangene in seine Gewalt brachte und also fast eben so viel neue Krieger unter seine Fahne führte, denn die meisten nahmen Dienste; allein in der Hauptsache entschied dergleichen Alles nichts, weil in der Volksmasse jener Gegenden keine lebendige Bewegung sichtbar ward, Schill selbst, in seinen Hoffnungen mannigfach getäuscht, vielleicht auch wenig geeignet zu komplizirten Unternehmungen, Unentschlossenheit und Inkonsequenz wahrnehmen ließ, dadurch aber den Muth und das Vertrauen seiner Waffenbrüder in eben dem Maße herabstimmte, als es vorher zu groß gewesen war. Bald vereinten sich französische, westphälische und holländische Truppen in Magdeburg und bei Stendal; mecklenburg-schwerinsche und dänische kamen von andern Seiten her. Die kleine Mecklenburgische Festung Dömitz, welche Schill am 15. Mai nahm, um von da aus nach allen Seiten herum zu streifen, um Geld und was er brauchte, herbeizutreiben, wurde ihm durch Sturm am 24. Mai entrissen, und so zog er nach Stralsund. Doch bereits war sein Häuflein von 600 auf so viel Tausend gestiegen, und wieviel würde er gezählt haben, wenn ihm im ersten Augenblicke das Glück hold gewesen wäre.

Sein unglückliches Ende hier ist bekannt. Am 25. Mai kam er an und nahm es im Sturme, denn die wenigen hier garnisonirenden Franzosen wollten nicht in Güte die Thore

öffnen. Mit unermüdetem Eifer bot er Alles auf, die verfallenen Festungswerke wieder herzustellen, um eher unter den Ruinen sein Grab zu finden, als sich zu ergeben. Allein von allen Seiten näherten sich die verbündeten Truppen. Schill's Artillerie hielt sie nicht auf. Sie gewannen ein Thor, auf den Straßen begann ein Kampf der Verzweiflung; er selbst fiel von den Hieben zweier dänischer Husaren an einem Brunnen, der, sonderbar genug, schon lange den Namen des Schillsbrunnen führte und wo ein flacher kleiner Stein die Stelle bezeichnet, welche sein Blut trank. Nur wenige der Getreuen entkamen, die meisten fielen in Gefangenschaft und die Officiere wurden in Braunschweig, in Wesel erschossen. Schill's Haupt wurde, als man den Leichnam hatte rekognosciren lassen, vom Rumpfe getrennt und von einem holländischen Wundarzte in Spiritus aufbewahrt, bis es endlich in Braunschweig in der Mitte der Gebeine seiner Kameraden eine Ruhestätte fand, welchen vor einigen Jahren hier die Nachwelt, wie auch in Wesel geschah, ein Denkmal der Erinnerung an eine Zeit setzte, von deren durchkreuzten Interessen sich die jetzige Generation nur eine sehr unvollkommene Vorstellung machen kann.

Ohne Zweifel hatte Schill darauf gerechnet, mit offenen Armen, wo nicht von der Gesammtmasse des Volkes, doch von einer anderen Menge tüchtiger Waffenbrüder aufgenommen zu werden, mit denen er sicher, so wie wohl

auch Dörenberg, schon vor Beginn seines Wagstücks, in vertrautem Briefwechsel gestanden hatte. Wir meinen das Corps des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels. Wenn ihm die Vereinigung mit diesem gelang, so mußte sein Unternehmen von größerer Bedeutung sein, denn die Menge desselben war groß, das Ganze gut organisirt, voll Muth und Todesverachtung. Jedoch erst am 14. Mai, als Schill bereits sich nach dem rechten Ufer der Unterelbe zurückgedrängt sah, brach es aus Böhmens Grenzen nach Sachsen hervor, und war auf jedem Schritte von dem österreichischen Corps des Generals Amende gelähmt, dessen langsamen, ungeschickten Bewegungen es folgen mußte, daß man erst am 11. Junius, also lange nach Schill's Untergange, vor Dresdens Thoren anlangte, am 24. Jun. aber aus Leipzig zurückgehen mußte. Der Waffenstillstand nach der Schlacht bei Wagram hätte nun auch die Unternehmungen des Herzogs geendet, allein der kühne Fürst zog es vor, einen Zug zu thun, wie man ihn seit dem des Mannsfelder im dreißigjährigen Kriege nicht gesehen hatte. Statt von dem Waffenstillstande Gelegenheit zu nehmen, sich der Ruhe hinzugeben, brach er mit seinem Corps in Sachsen ein, nach der Wesermündung vorzudringen und sich dort nach England einzuschiffen. Mit einer Keckheit ohne Gleichen setzte er Leipzig in gewaltige Contribution, nahm Halle ein, erstürmte Halberstadt, lieferte ein blutiges Treffen bei Braunschweig, zog dann als Sieger in Hannover ein und gelangte glücklich am 6. August nach der

Wesermündung, wo er, der letzte seiner Schaar, an Bord ging. Die Welt staunte über diese Kühnheit. Mit 1300 Mann sich von Böhmens Grenze an bis zum Meere durchzuschlagen, immerfort in feindlichen Ländern, von feindlichen Truppen umgeben, die bald entgegenstanden, bald von der Seite herkamen, bald auf dem Fuße folgten: es schien den Meisten nur Folge von Verrätherei und Bestechung zu sein, welche die Führer seiner Gegner zu ungeschickten Angriffen verleiteten und schwachen Widerstand entgegen setzen ließen. Doch dem war keinesweges so, denn in Halberstadt gab es, nachdem schon die Thore genommen waren, noch ein wüthendes Gefecht, und nicht minder blutig ging es bei Oelper zu. Man sah nun, wie bereits in Deutschland der Geist rege zu werden begann, welcher vier Jahre darauf so große Dinge beginnen und vollbringen sollte.

III.

Der Aufstand in Tyrol. — Das Land und seine Bewohner.

Wenn die österreichischen Proklamationen umsonst an Spaniens Beispiel in ganz Deutschland zu erinnern schienen, insofern wir jene abenteuerlichen Versuche von drei oder vier Männern außer Acht lassen, die vergeblich Blut, Gut, Ehre und Leben daran setzten, so fanden sie desto willigere und offenere Ohren in einem kleinen Lande, das, kaum von 600,000 Menschen bewohnt, damals ein Beispiel gab, wie die ganze Welt leichter zu erobern, als ein Völkchen zu besiegen sei, wo ein Geist, ein Herz, ein Muth, ein Ziel alle vereint. In wenigen Schlachten war das Haus Oesterreich gezwungen worden, um theuern Preis einen Waffenstillstand zu erkaufen, und das kleine Tyrol, das gleich auf seinen ersten Aufruf zu den Waffen gegriffen hatte, setzte muthig den Krieg allein fort, den feindlichen Heeren, die von Süden, wie von Norden in seine Thäler drangen, nach beiden Seiten die Spitze bietend! Drei feindliche Heere wurden durch seinen Arm vernichtet; endlich unterwarf es sich, nicht besiegt, aber jede Hoffnung aufgebend, mit Oesterreich wieder vereint zu werden, für wel-

ches von ihm so große Opfer gebracht worden waren. Die damalige Zeit begriff solchen Muth nicht; die Einen sahen darin eine Thorheit, die Andern eine tollkühne Verwegenheit, die Dritten ein Spiel von Ränken, das auf Kosten der bethörten Menge versucht wurde. Fast Niemand kannte das Land und noch weniger den Geist seiner Bewohner.

Wie? sagten die Einen, Baierns König ist einer der menschenfreundlichsten Fürsten, die je auf dem Throne saßen, vom besten Herzen, vom besten Willen, vom erleuchtetsten Verstande. Was wollen nun die Tyroler? War es seine Absicht, sie als Unterjochte zu behandeln, statt sie nach Ordnung und Gesetz zu regieren, willkürlich durch Vögte regieren zu lassen, wie sie einst Oesterreich in die Schweiz gesendet hatte? — Dies Völkchen hat es nie erkannt, sprachen Andere, was es in seiner Verfassung unter Oesterreich Gutes hatte, und noch weniger sah es also ein, um wie viel besser es mit ihm der neue Fürst meinte. Beide hatten Recht nach ihrer Art, denn sie kannten, wie gesagt, Land und Leute dort nicht und beurtheilten namentlich letztere nach allgemeinen Erfahrungen, welche sich aber so wenig bei Völkern erproben, wie bei einzelnen Menschen, selbst schon in der Jugend derselben, wo es eben die Kunst des Erziehens ist, jeden Charakter nach seiner Weise zu nehmen und zu behandeln.

Tyrol ist ein wildschönes Land, von etwa 445 Quadratmeilen, das hier einem irdischen Paradiese und dort dem Orte ewiger Verdammniß gleicht, wie ihn Dante's Phantasie

schildert. Den Namen hat es vom Bergschlosse Tyrol am linken Ufer der Etsch. Felsenmassen wechseln mit blühenden Thälern, so daß die Schweiz oft nicht reizendere Contraste, gewaltigere Ansichten bietet. Hier thürmen sich eisige Ferner in den Wolken auf, und von ihnen rauschen Wasserfälle herab und werden zu reißenden Strömen. Dort beleben das Mittelgebirge düstere Wälder, und am Fuße von jenen wie von diesen blühen fruchttragende Bäume aller Art, oder der Mais, der Weizen bedeckt weit sich hinziehende Fluren. Auf großen Almen weiden zahlreiche Herden, andere Berge hoch hinauf, wie in der Schweiz, belebend, und nur von einsamen Hirten oder Hirtinnen bewacht.

Um Meran und Botzen, das Paradies, wie es die Tyroler nennen, wächst der Weinstock bis zur Höhe der Mittelberge und giebt einen gesunden leichten Wein; der Feigen- und Pfirsichbaum wachsen ohne Pflege, und jener giebt zwei- auch dreifache Früchte. Selbst Granaten sind nicht selten. Citronen und Orangen geben reichliche Ausbeute; der Acker empfängt zweimal im Jahre die Saaten zu doppelter Ernte, Kastanien und Nüsse bilden Wälder aus ungeheuren Stämmen und alle edlern Obstarten, namentlich die weitverschickten Rosmarinäpfel, gedeihen hier im Ueberflusse und sind von vorzüglicher Güte. Die Traube ist saftreich und von so zarter Hülle umgeben, daß sie den nachbarlichen italienischen und selbst den wohlschmeckenden Raisins de Fontainebleau vorzuziehen ist. Für Brustkranke ist hier der herrlichste Aufenthalt. Sie werden

genesen, wenn ihr Uebel erst im Entstehen ist, und länger leben, wo keine vollkommene Heilung mehr gelingen kann, als es in ihrer kalten Heimath der Fall gewesen sein würde, denn milde, warme Luft weht hier vom ersten Beginne des Frühlings bis in die späteste Zeit des Herbstes, und würde sie im Sommer zu heiß, so können sie so hoch hinaufwandern und wohnen, wie es ihrer schwachen Lunge zuträglich ist. Oft, beim Spaziergange durch die herrlichen Felder, bleibt man, besonders zur Zeit der Weinblüthe, stehen, gefesselt, entzückt vom Wohlgeruche, und fühlt, wie ein unendliches Wohlbehagen den Körper durchströmt. — Groß ist die Anzahl von Schlössern; selbst der Rhein und Franken kann sich nicht damit messen. Sie sind größtentheils aus dem Mittelalter, doch wohl erhalten und in sehr wohnlichem Zustande. Hier, unfern Meran, liegt das alte Stammschloß Tyrol, zu dem ein Weg durch Weingärten und gesprengte Felsen führt, und wo man weit in das Etschthal hinabschaut. Unter dem alten Schlosse liegen die malerischen Ruinen der Brunnenburg. Nach Passeyer hin erhebt sich die Zenoburg, und so steigen auf jedem Berge andere Burgen empor, daß sie eine Kette zu bilden scheinen, die sich bis zur Grenze der Lombardei auszudehnen scheint, in der Tiefe aber von reizend gelegenen Dörfern durchflochten wird.

Malerisch, sagt auch Bartholdy *), ist das Ländchen, wie die Schweiz, die Pyrenäen, die Apenninengegend. Wasserfälle,

*) Krieg der Tyroler Landleute. S. 3 u. 4.

die starke Wellen mit Macht ergießen, kleinere, die in Staub aufgelöst, nur Regenbogen bilden, durchsichtige Quellen, ewige Gletscher, mit Waldungen bekränzte Berge, andere als zackige und nackte Massen, grünende, bewässerte Thäler und Alpen, und bewohnte Städte, die Ruinen einer unzähligen Menge alter Thürme und Burgen, manche wie Vogelnester in Felsen geklebt, die Stammschlösser berühmter Geschlechter, oder, wie die Tradition berichtet, ehemals Eigenthum des unterdrückten Ordens der Tempelherren.

So verschieden die Bodenfläche ist, so mannigfach ist auch das Klima. In den nördlichen Thälern weht die Luft fast immer rauh und kalt und der Winter hält, z. B. im Pusterthale, meist lange an. Dagegen herrscht in den südlich auslaufenden Thälern oft im Sommer eine Hitze, daß die Bewohner ihre Häuser verlassen und auf den Bergen einen andern Aufenthalt suchen müssen, was namentlich bei Botzen und Meran zu geschehen pflegt. Der Siroccowind, hier der Fön genannt, treibt das Blut nach dem Kopfe und wirkt verderblich auf den Unterleib, so daß er oft gefährliches Erbrechen hervorbringt. Im Sommer und Herbste, oft schon im Frühlinge, lös't er den Schnee auf den Fernern so schnell, daß Lawinen herabstürzen und die Bäche zu Strömen werden, welche die einzelnen Wohnungen, aber auch ganze Dörfer vernichten.

Die Alpen, welche dasselbe durchziehen, bilden viele Engpässe, die an den Grenzen durch sogenannte Clausen ge-

schlossen sind, und unter ihnen giebt es mehrere, deren Namen einen Ruf erlangten, wie so manche in der Schweiz. Mit ewigem Eise bedeckt erhebt sich der große Glockner z. B. an der Grenze von Salzburg und Kärnthen; über einen andern führt die Hauptstraße von Deutschland nach Italien: über den Brenner. Zwischen vielen fürchterlichen Gletschern lagern oft nicht minder ungangbare Eisfelder, und einer der höchsten Berge, der Orteles, ward von einem Passeyer Jäger, Joseph Pichler, am 27. Sept. 1804 zum ersten Male, seitdem aber nicht oft wieder, erstiegen. Der Blick auf die das Auge in der Ferne beschäftigenden Eisferner gewährt dem Reisenden eben die Freuden, welche ihn in der Schweiz erwarten, und nur Eines fehlt ihm, die Reize dieser hier ganz wiederzufinden: die vielen Seen, welche dort die Scenerie um so romantischer beleben, je öfterer und fast stets die Gebirge bis an ihr Gestade selbst reichen, oder wohl dasselbe bilden. Was sich von solchen Gewässern in Tyrol vorfindet, ist, der Achensee ausgenommen, der doch nur zwei Stunden Länge hat, klein und unbedeutend.

Trotz seiner Berge ist Tyrol doch fruchtbar. Es erzeugt rothe und weiße Weine, die in manchen Thälern in Menge gedeihen, und von Geschmack vortrefflich sind, aber, wie die italienischen, sich nicht lange halten und demnach nicht zum Versenden taugen. Oel und Obst von verschiedener Art, besonders die feineren Sorten von Aepfeln, Kastanien, Citronen, bilden nicht unbedeutende Ausfuhrartikel. Dasselbe gilt von der Seide. Die

Viehzucht, besonders die der Rinder, ist ansehnlich; unter dem Gewilde spielt auch hier die Gemse eine Hauptrolle, und sonst gab es auch Steinböcke. Von Raubthieren dürften nur wenige getroffen werden. Mineralien sind in Menge da. Mehrere Salzsiedereien liefern das unentbehrlichste Gewürz seit vielen Jahrhunderten; sonst gab es große Ausbeute von Silber in den Bergen bei Schwatz, so daß Maximilian I. das Land mit einem groben Bauernkittel verglich, der viele Falten habe, allein doch hübsch warm halte. Kupfer, Blei, Vitriol und andere Erze werden aber noch in Menge ausgebeutet und Marmor, Alabaster, Bergkrystalle, Farbenerden nicht minder in Menge, wie in vorzüglicher Güte gewonnen. Die kleinen Seen, noch mehr die zahlreichen, bedeutenden Flüsse, welche von den Bergen herabkommen und südlich oder nördlich hin abfallen, geben eine Menge Fische.

So eigenthümlich aber das Land ist, so Eigenthümliches haben auch die Bewohner desselben von jeher gehabt. —

Sie haben diesen Boden sich erschaffen
Durch ihrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
Die Nebeldecke haben sie zerrissen,
Die ewig grau um diese Berge hing,
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Weg geleitet.
Und Ihre ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden. —

Ja, es erfüllt mit Grausen, was die Aelpler
Von ihren Wagefahrten sich erzählen;
Wie oftmals sie, in wildem Eisgebirg
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Felssprung thun, wie oft die Gemse sie,
Rückspringend, mit sich in den Abgrund reißt.
Wie eine Windlawine sie verschüttet,
Wie unter ihnen trügerisch der Firn
Einbricht, und sie versinken, da lebendig
Begraben, in die schauerliche Gruft!
Und doch: sie können einmal anders nicht,
Rastlos ein flüchtig Ziel verfolgen müssend.
Dann erst genießen sie des Lebens recht,
Wenn sie sich's jeden Tag aufs neu' erbeuten.
Wer frisch umherspringt mit gesundem Sinn,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth;
Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren!

Ein Völkchen, das sich auf solche Weise seinen Wohnplatz eroberte, muß nothwendig von andern, denen die Natur ihre freien, offen daliegenden Gefilde gleichsam entgegenbrachte, sehr verschieden sein, und so finden wir auch die Tyroler als einen vorzüglich kräftigen, muthigen Menschenschlag, der sich durch Biederkeit und Treuherzigkeit, Ehrlichkeit und Redlichkeit, heitern Sinn, ja lustiges Wesen sogar auszeichnet, aber freilich nicht selten auch heftig, streitsüchtig, rauflustig und hartnäckig an dem haltend erscheint, was ihm einmal recht und gut zu sein bedünkte. Im Ganzen erscheint der Tyroler als

ein schöner Mann von gutem Wuchse, offenen Gesichts. Was das weibliche Geschlecht betrifft, so lauten die Urtheile verschieden. Während Mancher die Reize desselben in der Gegend von Innsbruck oder die Mädchen im Zillerthale rühmt, unter denen die Schwestern Rainer einen europäischen Ruf erlangt haben und die schöne Duchserin im Bilde vor Lewald's Tyrol glänzt, fand Laube zwar hier Stoff zu zwei Reisenovellen, aber nicht Gelegenheit, die Schönheit des andern Geschlechts zu preisen, und wir selbst konnten in der Menge zwar den schlanken, kräftigen Wuchs und Körperbau der Männer bewundern, doch wenig Reizendes beim weiblichen Geschlechte sehen, besonders da ein wunderlicher Kopfputz es mehr entstellte, als schmückte, und zwischen spitzen und platten Hüten Filzmützen wechselte, so daß man oft Mühe hatte, Mädchen von Männern zu unterscheiden, wenn sie in dichten Haufen vermischt standen. Daß unter jenen viele sind, welche sich durch Wuchs und Gesichtsbildung auszeichnen, wird der aufmerksame Beobachter jedoch leicht bemerken.

Der heftige Charakter des Tyrolers äußert sich selbst in seinen Vergnügungen. Man wird nicht leicht eine Anzahl junger Männer sehen, unter denen nicht einer oder der andere mit einer Feder vom Auerhahn auf dem Hute, stolz daher schreitet. Er hatte sich tüchtig mit Diesem oder Jenem gerauft und den Sieg davon getragen, der vielleicht Blut gekostet hatte. Und die Ursache zum Kampfe ist leicht gefunden. Wer in dem Einen oder dem Andern seinen Feind,

seinen Nebenbuhler bei der Sennerin auf der Alp, oder dem Mädchen, das für den Buhlen in der Nacht das Fensterlein öffnet, zu sehen meint, sucht ihn im Wirthshause auf, wirft ihm trotzig den Hut hin, und nöthigt ihn vor allen Gästen, will er nicht als Feigling verspottet sein, zum alten Cestus-kampfe, zum Kampfe mit der Faust, deren einer Finger oft mit einem Stoßringe bewaffnet ist. Die Anwesenden sind Kampfrichter und bestimmen die Gänge, die Stöße, welche oft mit Blut, stets mit Beulen, bisweilen mit dem Tode enden. Der Sieger steckt aber jedenfalls als Trophäe eine Auerhahnsfeder auf den Hut, und mancher trägt zwei bis drei derselben als Ehrenzeichen von solchen Kämpfen und als trotzige Herausforderung für Jeden, der ihm etwa sein Lieb-chen streitig machen will. Lärmender Tanz mit erschütterndem Stampfen und Händeklatschen fesselt Jünglinge und Mädchen oft stundenlang, obschon die reizenden Bewegungen eines wohlgebildeten Paares die oft auch ungemein störende Musik des Hackebretts oder einer verstimmten Geige, einer schreienden Clarinette vergessen lassen.

IV.

Tyrols Bewohner. (Fortsetzung.)

Leidenschaftlich ist der Tyroler für das Schießen nach dem Ziele eingenommen. Eine Schießstätte hat jeder Wirth, wo Sonn- und Feiertags nach der Scheibe gehalten wird, und unter 10 — 12 Schüssen gehen meist acht ins Schwarze. Die Wirthe suchen eine Ehre darin, ihr Haus in der Vorderwand mit den durchlöcherten Scheiben zu schmücken, auf denen nicht selten wunderliche Bilder gemalt sind, und selbst im Winter wird dieser Genuß den Gästen in den Stuben geboten, wo ein Stechbolzen die Stelle des Feuerrohrs vertritt. Mit diesem Sinne für das Schießen nach einem Ziele verbindet sich, wie in der Schweiz, in Savoyen und mehreren Alpenländern, die Jagdlust, namentlich die Jagd auf Gemsen. Um eine Gemse zu erlegen, die mit Haut und Haar nur 10 bis 12 Gulden höchstens Werth hat, setzt sich so mancher Tyroler tausendmal der Gefahr aus, von hohen Eisgletschern herabzustürzen, in Abgründen umzukommen, zu erfrieren, wenn er die kälteste Nacht auf einer öden Klippe zubringen muß, früh der Gemse aufzulauern, oder, wenn er sie spät

Abends erlegte, dann erst den Rückweg anzutreten. Mit wenigen Lebensmitteln versehen, irrt er Tage lang in den Bergen umher, hungert und durstet, wenn die Weidtasche geleert ist, und bringt oft doch keine Beute dem zagenden Weibe und seinen weinenden Kindern heim, denn die Gemse wird selten von einem allein erlegt; meist müssen sich zwei oder drei vereinen, das kluge, scharfsichtige, weit umherschauende Thier zu umgehen und ihm den Weg nach mehreren Seiten zu verlegen. Häufig werden aus den Gemsenjägern auch Wilddiebe. Sie verlieren den Sinn für häusliche oder Feldarbeit; ein glücklicher Schuß trägt mehr ein, als die Arbeit einer ganzen Woche, doch aus solcher Jagd, die das Naturrecht in Anspruch nimmt *), das Gesetz, von der Willkür gegeben, als ein Verbrechen betrachtet, entspringt nicht selten auch Mord und Todschlag. Der wohlbestallte Jäger mag ihnen ja nicht zu nahe kommen, oder ihnen gar das Gewehr abnehmen wollen, denn die Büchse, welche dem Weidthier auflauerte, hat auch für ihn eine Kugel. Aber daß in einem Völkchen, wo solche Sitte herrschend ist, ein Jeder seine Kraft fühlen lernt, und so wie der Einzelne sich

*) „Wildpret, Geflügel und Fische dem armen Manne vorzuenthalten, ist unziemlich und unrecht. Denn als Gott den Menschen schuf, hat er ihm Gewalt gegeben über alle Thiere, über den Vogel in der Luft und über den Fisch im Wasser." So drückt sich der 4. Artikel der aufrührerischen Bauern 1525 aus, und athmet mehr Vernunftrecht, als so manches Staatsgesetz darüber.

nöthigenfalls dem Einzelnen gegenüber stellt, auch das ganze Volk es mit einer großen Macht aufnimmt, darf wohl nicht befremden. In den Städten, besonders in den wenigen größern, tritt solcher Geist allerdings weniger an den Tag; der Städter gleicht überall dem Städter; die dumpfe Luft der Werkstätte stumpft den Geist eben so ab, als die letztere ihm häufig die Körperkräfte lähmt, und der Tyroler Bürger, welcher sich mit dem Weben der Teppiche beschäftigt, die von seinen wandernden Landsleuten fast durch die ganze Welt vertrieben werden, oder Gemslederhandschuhe näht, die nicht minder Ruf haben, mag von unsern Gewerbsbürgern sich nur etwa in seinem Dialekte unterscheiden, wie der Besuch von Innsbruck u. s. f. jeden Fremden bald überzeugen wird. Der Landmann, der Bauer ist es, der seine Nationalphysiognomie, wie in der Kleidung, so in Sitte und Gewohnheit am Treuesten bewahrt, und wenn von einem Freiheitskampfe der Tyroler 1809 die Rede ist, so kann man ihn eben so gut, ja am richtigsten als Kampf der Tyroler Landleute oder Bauern bezeichnen. Uebrigens fehlt es nicht an Industrie in diesem Alpenlande, und außer jenen, so wie den gewöhnlichen Zweigen derselben, giebt es Stahl-, Messing- und Drahtfabriken, Sensen- und Messerschmiede, die z. B. in Steinach so fleißig sind, daß sie das ganze „Landl" versorgen. Einige Ortschaften beschäftigen sich mit der Zucht von Kanarienvögeln, die, durch die ganze Welt fast, von Hausirern, wie die Teppiche von andern, vertrieben werden. Tyroler Geigen

sind berühmt; wenn auch nicht wie die Cremoneser, haben sie doch oft einen trefflichen, nicht viel ihnen nachstehenden Ton, und von dem Thale Gröden aus wird ein Handel mit allerliebsten Spiel- und Schmucksachen aus Zirbelnußholz, so wie anderwärts aus Alabaster oder Marmor betrieben, der seine Comtoirs fast in der ganzen Welt hat. Der Kunstsinn, der sich in diesen Arbeiten, besonders in den Holzschnitzwaaren Grödens offenbart, ist um so bewundernswerther, weil er fast nur auf Naturanlage beruht, welcher selten ein Unterricht im Zeichnen zu Hülfe kommt. Ein Stück Zirbelnußholz wird in die Hand genommen und verwandelt sich in kurzer Zeit durch das Messer des Bauern oder seines muntern Weibes, ja wohl selbst der alten Großmutter zu einem Hunde, einem Löwen, einem Hirsche oder Rehe, dem man das einfache Werkzeug so wenig ansieht, wie den schlichten Landmann, der es vielleicht, seiner Herde wartend, auf der Alpe geschnitzelt hatte *). Mancher Tyroler Bauer zeichnete sich als Genie

*) Die lebendigste Schilderung vom Kunstsinne, Fleiße und Wohlstande des Grödener Thales giebt Lewald in seinem „Tyrol" Bd. I. S. 164—166. Er sagt: Im niedrigen, holzgetäfelten Zimmer saßen einige alte Weiber und Männer am Tische, hatten Stücke Holz in der Hand und schnitten daran behend und flink herum. Eine muntere Alte ergriff ein frisches Stück und sagte, sie wolle in unserer Gegenwart einen Fuchs schneiden, eine andere erbot sich zu einem Wolf, ein Mann zu einem Tyroler und ein Vierter zu einem tabakrauchenden Holländer. Es war bewundernswerth, wie kühn sie mit ihren Instrumenten zu schneiden begannen, wie sicher sie dann weiter

aus; man denke an den berühmten Geigenmacher Steiner, dessen Instrumente fast mit Gold aufgewogen werden; an Peter Anich, der ohne alle Kenntniß von Geometrie eine

formten, und wie schnell die Umrisse sich zeigten. Sie versicherten, nie ein Stück Holz zu verschneiden, wohl aber zeigten sie ihre Hände und Finger voll Narben, und sprachen davon, daß sich mehrere von ihnen schon verstümmelt haben, und daß dies sehr leicht geschehen könne. Von der im Orte auf höhern Befehl neu errichteten Zeichnenschule sprachen sie mit Geringschätzung. Wer sie nicht im Kopfe habe, meinten sie, werde ihre Kunst nie lernen. So haben ihre Eltern es schon gemacht, und sie machen es eben so, und die Jungen, die zeichnen lernten, machen es auch nicht besser. Sie erzählten uns, daß der Erste, welcher die Schnitzerei im Thal übte, Johann de Mez war, wohnhaft zu Schnaut, unweit St. Ulrich. Er kam im Jahre 1703 auf den Einfall, Bilderrahmen aus dem Holze der Zirbelnußkiefer zu schneiden, die, obgleich einfach und plump gearbeitet, dennoch Abnehmer fanden. Die Brüder Martin und Dominik Vinazer sahen sogleich, daß hieraus dem armen Thale, wo Weizen und Haidekorn der hohen Lage wegen nicht mehr gedeihen, und der spärliche Roggen zum Unterhalte nicht hinreicht, ein reicher Erwerbsquell entspringen könne. Das Zirbelholz, welches, weich und fettig, sich so leicht formen läßt, war in großem Ueberfluß an den Berghalden verbreitet; mit einigem Scharfsinn und natürlicher Kunstfertigkeit begabt, versuchten sie die ersten Figuren. Es gelang, und sie fanden vielfache Nachahmer. Hierbei blieben sie jedoch nicht stehen, sondern gingen nach Venedig, um Unterricht zu nehmen. Sie kamen als Künstler zurück, welche sogar Basreliefs in Silber auszuführen verstanden. Auf ihre Landsleute wirkte ihr Beispiel mächtig ein; bald wollte das ganze Thal nichts als in Holz schnitzen; mit der neuen Thätigkeit erwachte ein eigener Geist der Industrie und Speculation, der fast in

Spezialkarte von Tyrol und einige Globen verfertigte. In Steinach fanden wir die hübsche Kirche und die Altäre derselben mit trefflichen Bildern geschmückt, welche Martin Knoffler,

jedem Thale Tyrols schlummert, und nur auf den günstigen Augenblick wartete, sich thätig zu regen.

Während die Weiber daheim schnitzten, zogen die Männer auf die Handelschaft aus. Dies Thal hat überdies noch die besondere Eigenheit, mitten in Deutschland eine Sprache zu besitzen, welche aus französischen, spanischen, italienischen und deutschen Wörtern zusammengesetzt zu sein scheint. Dies erleichterte ihnen den Verkehr unter fremden Nationen. Sie dehnten ihre Züge weit aus, über Europa hinaus, nach fremden Welttheilen sogar. Die ehrlichen, naiven Naturmenschen mit ihrer freundlichen Waare, den lieben Kindern eben so willkommen als den liebenden Eltern, setzten schnell und viel ab, und das Geld mehrte sich in ihren Kassen. Der lebendigste, unausgesetzteste Fleiß mußte sich in Gröden rühren, um den Bedarf nach auswärts zu befriedigen. Die Fabrikanten daheim, die Kaufleute in der Fremde gewannen immer mehr Sicherheit, Uebung, Fertigkeit. Ein bedeutendes Fabrik- und Handelsgeschäft, wobei die Bevölkerung des ganzen Thales interessirt war, hatte seinen Anfang genommen. Wo vor funfzig Jahren noch Armuth und Dürftigkeit herrschten, floß jetzt reicher Segen; das einsamste Thal, das Jahrhunderte wie verloren und vergessen da gelegen hatte, erhielt nunmehr posttäglich Briefe und machte wöchentlich große Versendungen, die freilich auf den steilen Wegen hinab zu den Fuhrleuten, welche in Kuntersweg an der Poststraße warteten, mühsam transportirt werden mußten. Man beklagte sich nicht mehr über die Unfruchtbarkeit des Bodens, ließ er doch den herrlichen Zirbelnußbaum gedeihen, der ihnen Arbeit, Wohlstand, Leben verlieh.

Der Reichthum war so plötzlich, mit einem Male über das Thal

hier geboren 1735, und Sohn eines armen „Todtentruhenmachers," der sich zu einem achtungswerthen Maler gebildet hatte und 1804 in Mailand starb, seinen Geburtsort dankbar zu ehren hierher schenkte.

Besonders zeichnete sich auch der Tyroler von jeher durch seine feste Anhänglichkeit an die katholische Religion aus, und zwar in einer Art, wo sie dem nüchternen Beobachter oft unwillkürlich als Bigotterie, ja selbst mehr als ein alter, in der

hereingebrochen, gleich als ob irgend ein wohlthätiger Berggeist ihn demselben beschert hätte; aber ebenso droht er nunmehr auch zu verschwinden. Die armen Thoren, geblendet von dem Glück, schnitten und schnitten hundert Jahre und darüber; eine Kiefer nach der andern wurde gefällt und verwandelte sich unter ihren Händen in Menschen- und Thiergestalten, die hinwieder in alle Welt gingen, um sich in Geld zu verwandeln. Niemand dachte daran, den wohlthätigen Baum zu hegen und für seine Fortpflanzung zu sorgen, und der gute Berggeist, um diese Fahrlässigkeit zu bestrafen, hat ihn nun ausgehen lassen, und wie eines Morgens die Leute zu den Felsen kamen, um Zirbelnußkiefern zu fällen, gewahrten sie mit Entsetzen, daß keine mehr da waren. Sie durchstrichen die Schluchten und Klüfte nach allen Richtungen, keine Kiefer wurde mehr angetroffen, und trostlos gingen sie nun nach Hause, um aus weggeworfenen Stückchen, elende Fragmente, Zwergpüppchen und Hündchen zu schnitzeln, so gut es gelingen wollte. Um nicht zu verarmen, sind sie genöthigt, in das benachbarte Thal zu klettern, um dort den wohlthätigen Baum zu kaufen, und so einen Theil ihres erworbenen Gutes in fremde Hände fließen zu lassen, bis der Samen gedeiht, den sie vertrauend in die Erde gesenkt haben. Darüber können nun wohl mehrere Jahre vergehen.

Form umgewandelter Bilderdienst erscheint. Selten fehlt es in einem Dorfe oder Flecken an einem Heiligenbilde, das den Brunnen ziert und den Schutzpatron des Ortes vorstellt, dessen Fest mehr gilt, als irgend ein Sonntag; selten findet sich ein stattliches Haus, welches nicht mit einem solchen Bilde geschmückt wäre. Es giebt hier Heilige, welche selbst manchem katholischen Kleriker unbekannt sind, z. B. die heilige Rothburga, welche im 13. Jahrhunderte als Magd auf einem Bauerhofe diente. Sonntags sollte sie einmal aufs Feld hinausgehen, aber von heiligem Unwillen darüber ergriffen warf sie die Sichel in die Luft, welche nun in derselben schweben blieb. Man sah daraus, welche heilige Dirne sie war, und nahm sie in einem andern Gehöfte mit offenen Armen auf. Sie wurde krank und starb, und vor ihrem Ende that sie die Bitte, daß man ihren Leichnam von einem Paar wilder Ochsen zu seiner Ruhestätte bringen lassen möchte, indem diese ungehindert gehen sollten, wie sie selbst Lust hätten. Und solches geschah. Die Ochsen aber führten den Wagen nach dem Inn hin, und als sie da standen, theilte der Fluß seine Gewässer, die Ochsen zogen den Wagen hindurch auf einen hohen Berg, der Ebenberg geheißen, wo eine Kapelle sich über ihrem Grabe wölbte, die endlich zu einer Kirche wurde, nach welcher, namentlich vom Gesinde des Landmannes, häufig gewallfahrtet wurde. Ei nun, der Mensch ist ein sinnliches Wesen; nur Wenigen ist es gegeben, sich mit dem Gedanken selbst zu beschäftigen; die meisten müssen, um ihn zu fassen, gleich-

sam mit Händen greifen, und so wollen wir es dem niedern Stande der dienenden Klasse nicht übel deuten, wenn das Bild der heiligen Rothburga an der Kirche, gemalt mit einer Sichel in der Hand, in ihrem Busen den Gedanken belebt, daß Frömmigkeit auch ihren Stand ziere, daß sie sich auch hier himmlisch belohne und eine höhere Krone erwerbe. Allerdings aber wird, wo es an Seelsorgern fehlt, welche der sinnlichen Fassungskraft eine höhere Richtung zu geben suchen und zu geben wissen, eine solche Verehrung der Heiligen zu einem widerwärtigen Bilderdienste; denn wo der kindliche Geist nur immer von wunderthätigen Bildern der Maria u. s. f. hört, muß er auch nothwendig, statt an eine höhere Abgeschiedene zu denken, nur in ihrem Bilde selbst die Hülfe suchen, welche sie angeblich leisten soll, und so wird das höchste Wesen und die Erinnerung an einen Geist, der sich vor andern durch Tugend auszeichnete, über dem Bilde selbst vergessen. Es ist gerade in Tyrol vielleicht mehr, als in den meisten andern katholischen Ländern solche Richtung wahrzunehmen. Wenn das Fest der heiligen Aloysia in Innsbruck gefeiert wird, vermag die Kirche, wie der weite Kirchhof die herbeiströmende Menge kaum zu fassen, und von einem wunderthätigen Marienbilde in der Franziskanerkirche, das aus dem grünen Gewölbe Dresdens dahin gekommen sein soll, glaubt der Tyroler meist zuversichtlich, daß es 1831 die Cholera vom Lande abgehalten habe. In dem uns beschäftigenden Freiheitskampfe 1809 machte sich dieser

Sinn, solche Richtung, bald in vortheilhafter, bald in nachtheiliger Art geltend, denn nicht selten fehlten halbe Compagnien eines Aufgebotes im entscheidenden Augenblicke, weil sie in eine Wallfahrtskirche zu dem oder jenem Bilde geeilt waren, dem sie einen Bittgang, ein Paar Ave's und Paternoster versprochen hatten. Oft that selbst der Anführer einer solchen Compagnie, ja wohl selbst der an der Spitze stehende Befehlshaber dasselbe und ließ die Stunde der Entscheidung eines Treffens ungenutzt verstreichen. Hofer selbst war oft der festen Meinung, daß ihm Maria befohlen habe, sich an die Spitze der Insurrektion zu stellen, aber das Volk müsse auch täglich ein Paar Rosenkränze mehr beten, als sonst, und deshalb habe er auch einen Buß-, Fast- und Bettag verordnet. Ja es fehlte wenig, daß er unmittelbar von der Maria Pulver und Blei erwartete und ihm von dem Kapuziner Haspinger gesagt werden mußte, wie das Anschaffen von dergleichen seine, nicht aber Mariens Sache sei. Wie der Spanier sich allein für einen guten Christen zu halten gewohnt war, so meinte auch — damals wenigstens — häufig der Tyroler, daß jenseits seiner Berge, im Norden, kein Christ zu finden wäre, und erstaunte nicht wenig, wenn er, als Rekrut einem baierischen Regimente zugetheilt, nun auch fand, daß es ein christliches sei, wie er sich ausdrückte, daß auch hier die Trommel zum Gebete rief, der Soldat die Messe besuchte. Welchen Einfluß solche Ansichten auf die große Menge üben mußten, und wie sie zum Mißtrauen, zum Hasse

gegen den neuen Herrscher stimmten, läßt sich um so mehr berechnen, in je höherem Grade König Maximilian von Baiern Toleranz in seinem Lande heimisch zu machen strebte und dem Klosterwesen einen tödtlichen Streich versetzte; Dinge, die von Tyrol bei dem damaligen Zustande der Sachen nothwendig auf die feindseligste Weise gedeutet werden konnten.

Die Reformation hatte hier nie festen Fuß gefaßt. Allerdings finden sich 1523 — 1525 Spuren von ihr, und den dadurch veranlaßten Volksunruhen, die in ihrem Gefolge besonders im südlichen Theile Deutschlands hervorgingen, worauf dann Hinrichtungen und Verfolgungen folgten. Selbst die Wiedertäufersekte tauchte auf, aber alles blieb nur ein Schatten gegen das, was in den nächsten Provinzen geschah, z. B. in Salzburg, und daselbst zwei volle Jahrhunderte lang, ja bis zum heutigen Tage, mehr oder weniger gewuchert hat. Nur in den Salzburg nahen Thälern gab es immer und giebt es noch jetzt eine Menge Separatisten, von denen vor einigen Jahren (1837) endlich 600 das Schauspiel einer Auswanderung nach Schlesien erneuerten, nachdem ihnen von der Regierung der Wunsch, eine protestantische Gemeine zu bilden, abgeschlagen und nur erlaubt worden war, sich in Provinzen niederzulassen, wo sie sich einer schon vorhandenen anschließen könnten, was sie nicht wollten. Sie klagten laut über die Härte ihrer katholischen Landsleute, rühmten aber die Milde des Kaisers, der ihnen bis an die Grenze Verpflegung gewährt hatte. Es fehlte der Reformation hier der politische Stoff, welcher

sich jenseits der Grenze einmischte und dort den schrecklichen Bauernkrieg erzeugte. Nur wenig, wie die Reformation selbst, verbreitete sich die Fackel desselben hierher, als sich ein Leonhard Geismayr, zuvor Schreiber beim Bischof von Brixen, an die Spitze der Salzburger gestellt hatte. Nach manchen Siegen geschlagen, brach er 1525 in Tyrol ein, wo er schon ein Schloß eingenommen hatte, und im Inn- wie im Etschthale auf neue Schaaren rechnete, denn 1524 hatten die Landleute desselben Beschwerde darüber geführt, daß sich fremdes Kriegsvolk im Lande aufhalte, die Gerichte sich in Händel mischten, welche von Geschworenen abzumachen wären, die Gerichtsschreiber Weinstuben hielten, und die Fugger in Augsburg den Wein aufzukaufen ein Vorrecht hätten. Den Klagen war Nachdruck gegeben worden, indem eine wilde Menge Brixen einnahm, die Domherren daselbst plünderte, und noch einige andere solche Ausschweifungen beging. Allein die angeführten Beschwerden waren doch in der That gegen die Klagen der deutschen Bauern zu klein und deshalb ergriffen viele der Tyroler selbst die Waffen, dem Hader ein Ende zu machen. Der genannte Leonhard Geismayr wurde auf seinem Zuge eingeholt; seine Anhänger zerstreuten sich und nur eine Handvoll Leute ging mit ihm nach Venedig, „in dessen Lagunen die letzte Kraft des (Bauern-) Aufstandes untertauchte." *).

*) Der deutsche Bauernkrieg, von W. Wachsmuth. 1834. S. 52 u. 129.

V.

Tyrols Verfassung. Rückblicke auf alte Zeit. Margarethe Maultasche und Friedrich mit der leeren Tasche.

Viel Eigenthümliches, was Tyrols Landeseinrichtung oder Verfassung besitzt, stammt aus uralter Zeit. Das Land im Gebirge, wie es damals bezeichnet wurde, zerfiel allerdings in fast so viele kleine Theile, als sich auf seinen Bergen Schlösser hatten erheben können, worin sich geistliche oder weltliche Herren ansiedelten. Die deutschen Kaiser selbst sorgten nach Möglichkeit dafür, daß keiner derselben zu mächtig wurde, denn ein solcher hätte ihnen den wichtigen Paß nach Italien verlegen können. Es war hier in der frühesten Zeit, die uns Tyrol als einen Theil von Deutschland darstellt, so wie in der Schweiz, wo auch damals eine große Menge Schlösser von den Bergen dräuten, von denen die meisten in Ruinen liegen, nachdem ihre Besitzer von den aufgestandenen Landleuten erst in den Urkantonen, dann überall, verjagt wurden. In Tyrol war von solchem innern Kriege wenig wahrzunehmen; die Verfassung desselben

hatte sich schon lange anders und besser und so gestaltet, daß es noch jetzt deutsche Länder giebt, welche es deshalb beneiden könnten.

Als Kaiser Rudolph von Habsburg deutscher Kaiser war, hatte sich unter den vielen kleinen Dynasten Tyrols einer besonders mächtig gemacht; ein Graf Meinhard, der auch Graf von Görz, Pfalzgraf zu Kärnthen und ein Liebling des Kaisers wurde, zu dessen Erhebung auf den Thron er viel beigetragen hatte. Es muß ein für jene Zeit gar kluger und rechtlicher Mann gewesen sein, dieser Graf Meinhard, denn ehe Rudolph Kaiser war, herrschte in Tyrol wilde Rauflust zwischen den vielen Rittern und Herren und geistlichen Prälaten, wie im gesammten Deutschland; er aber benutzte diese Zeit, die Einen wie die Andern zu unterdrücken oder zu billiger Handlungsweise zu bestimmen, indem er den Bürger in den Städten schützte, oder den Landmann, der überall in schrecklicher Leibeigenschaft schmachtete, zum freien Gutsbesitzer machte, und so erschien hier bereits 1323 ein Bundesbrief, in welchem neben dem Adel, den Prälaten, den Städten, auch der Bauer als Landstand erschien. Hier sollte der Landmann nicht für fremde, stolze Herren den Boden unter der Geißel eines Vogtes bauen, sondern für Weib und Kind ernten; hier sollte schon damals der Bürger ruhig seinem Gewerbe nachgehen können, ohne von wegelagernden Rittern immer fürchten und auf seinen Warten Wache halten zu müssen. Bereits hatten sich ansehnliche

Städte in Tyrol gebildet, welche der Waarenzug aus Deutschland nach Italien und umgekehrt bereicherte. Innsbruck, eigentlich die Brücke und Zollstätte am Inn, im zehnten Jahrhundert ein geringes Dörflein, im zwölften Jahrhundert ein Marktflecken, breitete sich damals schon mächtig und städtisch längs seinem herrlichen Flusse aus. Tyrol blühte damals schon durch den Fleiß seiner Bewohner hoch an den Bergen hinauf und in den mittägigen Thälern wurden die süßesten Weine gezogen; aber freilich mußte auch Markgraf Ludwig von Brandenburg, als er Margarethe Maultasch ehelichte, das Land vom Kaiser Ludwig dem Baier zum Lehne nehmen (1342), nachdem es vom Kaiser erst die Bestätigung aller altherkömmlichen Rechte und Freiheiten erhalten hatte, zu denen namentlich gehörte, daß „keine ungewöhnliche Steuer aufgelegt werden sollte, ohne der Landleute Rath, und die Grafschaft stets nach der Besten Rath, die darinne gesessen sind, regiert würde."

Noch freisinniger und bestimmter in einzelnen Punkten entwickelte sich diese eigenthümliche Verfassung unter der Herrschaft der genannten Margarethe, genannt die Maultasche, von welcher gar manche Sage noch im Volke Tyrols ist, ob man schon nicht weiß, ob sie ihren Beinamen von einem Schlosse, zwischen Botzen und Meran gelegen, oder von einem ungestalteten, großen Munde erhalten hat, denn allerdings stellen sie die Bilder so dar, welche man von ihr hat, obschon solche wenig beweisen, da sie alle wohl erst

nach ihrem Tode gemalt worden sind. Indem sie einige Schriftsteller als entsetzlich abschreckend von Gesichtsbildung schildern, nennen sie andere außerordentlich schön. Sie war die einzige Tochter Herzog Heinrichs von Kärnthen und Grafen von Tyrol, der in dreimaliger Ehe keinen andern Sprößling sah, und verrieth schon im 8. Jahre einen mehr männlichen als mädchenhaften Sinn. Wider ihren Willen mit Hans, dem Sohne des böhmischen Königs, vermählt, der an Geist und Körper gleich schwach war, lebte sie, die feurige Hauswirthin, in so großem Unfrieden, daß er sie mißhandelte und gleich einer Gefangenen hielt. Aber Margarethe hatte die Herzen aller Tyroler auf ihrer Seite; wenn sie geharnischt an der Spitze ihrer Passeyrer erschien, aus denen sie sich eine Leibwache gebildet hatte, jubelte ihr jeder froh entgegen, und kaum hatte das Land solches Beginnen des albernen Hans erfahren, als die Leute aufstanden, die Gefangene frei machten, dem Eheherrn aber die Burg verschlossen, so daß er aus dem unsichern Lande nach Böheim zu fliehen für rathsam hielt, woher er, fast ein Knabe noch, gekommen war. Der häusliche Zwist hatte nun sein Ende in der That erreicht. Bis dahin klagte Margarethe, nach zehnjähriger Ehe noch jungfräulich zu sein, obschon die Geschichte ihr nachsagt, daß sie schon vor ihrer Verheirathung einen Sohn geboren habe, den sie Albrecht nennen und im Geheimen aufziehen ließ. Hans dagegen behauptete, daß er durch ihre Zauberei ohne Kraft und Hoffnung bleibe, Kin-

der seines Geblüts zu sehen. Genug, der schwache Gemahl war entwichen und Margarethe wendete sich, um sichern Schutz zu finden, an den Kaiser Ludwig den Baier, einen Fürsten voll Kraft und Ehrgeiz. Tyrol war in uralter Zeit mit Baiern eins gewesen, im Laufe der Reichsschwäche und des Faustrechts verloren gegangen, die Aussicht, es so wieder mit dem Hause der Wittelsbacher vereinigen zu können, lockend. Er schlug Margarethen vor, sich mit seinem Sohne, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, zu vermählen, und er schien ihr würdig, Hand und Land an ihrer Seite zu besitzen. Die erste Ehe lös'te der Kaiser selbst aus eigener Machtvollkommenheit. Sie lebte mit dem Markgrafen von Brandenburg nicht viel glücklicher, als mit dem ersten Gemahle, denn er blieb wenig im Lande, und ein Sohn, den sie mit ihm zeugte, Meinhard, starb unvermuthet in ihren Armen, indem er, ein ziemlich wüster Geselle, nach langer Abwesenheit in Baiern, vom Tanzen erhitzt, einen kühlenden Trunk begehrte, den sie ihm unvorsichtig reichte. Es brachte ihm den Tod und ihr Andenken erhielt einen neuen Flecken, denn ihre Feinde behaupteten, obschon gar kein Grund zu solchem Verdachte da ist, daß sie dem Trunke Gift beigemischt habe. Es geschah solches am 13. Jan. 1363 und entschied über die Verbindung Tyrols mit Oesterreich. Margarethe hatte, als ihr Sohn starb, keinen Erben. Stürmisch war die Zeit ihres Lebens gewesen. Sie suchte Schutz für den Rest desselben und berieth mit ihren treuen Ständen, ob

sie ihr gesammtes Land an Oesterreich abtreten dürfe, oder an Baiern schenken solle. Das Erstere war der Fall, indem keiner der Edlen dagegen war, und nur ihr Hofnarr rief nach der Sage warnend: „Giebst du dein Gut an Baiern, so bleibst du Frau; an Oesterreich, wirst du Magd!" Der Tod des einzigen Sohnes mußte sie zu sehr bestürmt haben. Die Söhne des Hauses Habsburg waren durch Eilboten so schnell herbeigeholt worden, daß sie ihnen 13 Tage nach Meinhards Tode das Land Tyrol übergab und sich nur den lebenslänglichen Genuß vorbehielt. Bevor sie aber auf Land und Leute verzichtete, gab sie ihren getreuen Räthen Lehen und Kauf, Güter und Rechtsame in Fülle, und erhielt also ihr Andenken noch mehr in den getreuen Herzen der Tyroler, denn schon als Mägdlein am Hofe des Vaters hatte sie die Liebe Aller erworben, weil sie gegen Hohe wie gegen Niedrige Güte zeigte; späterhin, wenn es Fehde mit den Baiern oder Kärnthner Herren gab, bewunderte man ihren Muth, der allen Kampfesbeschwerden trotzte; ihre letzte Handlung besiegelte nun die gute Meinung, welche sie stets zu erhalten gewußt hatte.

Noch fehlte allerdings viel daran, daß der Landmann in dieser Verfassung Tyrols den adeligen Herren und kirchlichen Würdenträgern völlig gleichgestellt gewesen wäre. Allein was noch fehlte, sollte ihm ein Fürst ersetzen, dessen Name noch heute von Mund zum Munde im ganzen Lande geht. Bald nach Margarethens Tode entspann sich in der benach=

barten Schweiz ein mörderischer Kampf zwischen den Hirten daselbst und den mächtigen wilden Zwingherren, die zum Theil in des Kaisers Namen und als dessen Vögte unendliche Grausamkeit übten, und bis an die letzte Grenze der eisbedeckten Gletscher, wo der starre Boden zu geben aufhörte, erpreßten und plünderten. Als die drei Männer im Rütli sich den Handschlag gegeben und die drei kleinen Kantone, welche sie repräsentirten, sich vereint hatten, begann nun ein Streit auf Leben und Tod. Zahlreiche Heere des Adels, in Stahl und Eisen gehüllt, drangen in diese engen Thäler, die armen Hirten unter dem Hufe ihrer Rosse zu zermalmen, aber kaum sah man sie, als sie auch von den Hirten geschlagen wurden, und die Schlachten, welche so über ihr Schicksal entschieden, werden in der Geschichte unsterblich sein. Oesterreichs Fürsten hatten im ersten Augenblicke die Klagen der armen Hirten nicht gehört, und die Sache für gering genommen, als diese nun, weil sie nirgends Recht finden konnten, es sich mit dem Morgensterne selbst zu schaffen suchten. Sein Herzog Leopold büßte es mit dem Tode in der Schlacht von Sempach. Allein der jüngste Sohn desselben, Friedrich mit der leeren Tasche genannt, weil er durch Bann und Acht Alles verlor, um es späterhin ritterlich zu gewinnen, erkannte noch zeitig genug, wie auch in Tyrol das Beispiel der Schweizer verderblich wirken könne. Die Stimme von Freiheit und Gleichheit, wenn auch nur zu oft falsch verstanden, mehr dunkel gefühlt, als begriffen, konnte auch hier verführerisch herüber tönen,

denn schon ließ sich der Ruf vernehmen: sie wollten auch Appenzeller sein, gegen welche Friedrich damals schon dreimal den Kürzern gezogen hatte. Der Adel Tyrols that sich allerdings, wie in der Schweiz, auch zusammen, seine Rechte zu bewahren, und hatte einen Elephantenbund geschlossen, der aber, mit den Landleuten zusammentreffend, auseinander stob. Und solches war für Friedrich ein Zeichen, lieber freiwillig zu geben, was dankbar anerkannt werden konnte, als sich von der Schwäche abdringen zu lassen, was nur neues Begehren rege machen mußte. Er vollendete den Begriff von Eigenthum und landständischer Repräsentation. Er gab dem Größten und Geringsten ganz gleiches Interesse an der Erhaltung des gemeinen Wesens und löste so ein Räthsel, das bis in die neueste Zeit viel Blut gekostet und noch mehr Kopfzerbrechens gemacht hat. Hier sah man zuerst, daß Dynasten von Landleuten vor Gericht gezogen wurden, weil sie solche Unterthanen genannt hatten; hier konnte der Landmann Güter des Adels mit allen darauf kommenden Gerechtsamen kaufen. Die Richter vieler Gemeinen waren gemeine Bürger oder Landleute, und nur in den beiden Hochstiften Brixen und Trient mangelte eine solche allgemeine Gleichstellung vor dem Gesetz; das Eigenthum fehlte dem Landmanne, dadurch auch das Recht, zu tagen, auf dem Landtage zu entscheiden. Eben darum aber meint Hormayr *):

*) Geschichte Andr. Hofer's ꝛc. 1817. S. 15.

„Als die Ausbreitung der großen Reformation und der große Bauernkrieg (1525 und 1526) beinahe ganz Deutschland und die meisten österreichischen Provinzen erschütterte, rings um die Tyrolischen Berge alles lichterloh in Flammen stand, ergriff dieses wilde Feuer nur die Bezirke der beiden Hochstifter." Auf sie erstreckte sich nämlich bemerktermaßen jene beglückende Verfassung nicht; hier ward das Kleinod des Eigenthums und der Landstandschaft um so härter vermißt, als der hochstiftische Städter und Landmann an seinen Tyrolischen Nachbarn jenes uralte Sprichwort deutscher Rechtlichkeit und Freiheit so nahe vor Augen hatte: „daß, wo sie nicht mitrathen, sie auch nicht mitthaten." Erst die neueste Zeit, Kaiser Franz I., hat 1816 diesen Unterschied zwischen der Landesvertretung aufgehoben. Was jedoch die Bauern in ihren 12 bekannten Artikeln 1525 verlangt hatten, besaßen die Tyroler im Allgemeinen bereits. Sie waren nicht eigene Leute, sondern freie; sie durften ihr Eigenthum nach dem Todesfalle des Besitzers nicht erst einem Herrn wieder abkaufen und ihm waren sie nicht mit willkürlich geforderten Diensten verpflichtet.

VI.

Fortsetzung. Steuerwesen. Volksbewaffnung. Erinnerungen an Friedrich mit der leeren Tasche, Maximilian, Ferdinand, Philippine Welser.

Das Haus Habsburg hielt an dem Vertrage von 1363, durch welchen Tyrol übergegangen war, eben so gewissenhaft, wie an den späterhin gegebenen Reversen, Freiheitsbriefen und Landesbeschlüssen, welche letztere von den getreuen vier Ständen, als 1) Hoch- und Domstifter, 2) Prälaten, Herren und Ritter, 3) Städte und 4) Gerichte (Landgemeinen), ausgegangen waren. Die Steuern waren daher nur Abgaben, welche sich der Tyroler selbst auflegte und bewilligte, je nachdem Grund und Boden so verschieden war, und laut rühmten es die Tyroler 1814, daß diese „nie von den Regenten Oesterreichs als eine Finanzquelle betrachtet worden seien." Darüber hatte schon Erzherzog Ferdinand mit den treuen Ständen einen förmlichen Vertrag 1573 abgeschlossen, der das Verfahren beim Aufbringen der Abgaben festsetzte. Viel wichtiger war noch das System der Bewaffnung, über welches sich Maximilian I. bereits 1508 und dann 1511 mit seinen Ständen so verständigt hatte, daß das Verfahren

hierbei immerfort dasselbe blieb. Tyrol galt ihm als Schild und Vormauer Oesterreichs und er nannte es auch so; es war ihm eine ungeheuer hoch gelegene Bergveste, welche Deutschland und Italien beherrschte und eine Besatzung immerwährend hatte, welche lieber in diesem natürlichen Bollwerke umkommen, als sie dem Feinde übergeben wollte. Er ordnete, daß in Zeiten von Landesgefahr alle streitbaren Männer aufständen und in Zügen von 5—10,000 Mann nach den bedrohten Grenzen eilten. Nur innerhalb dieser waren sie zum Kampfe verpflichtet; außerhalb derselben kämpften sie nur freiwillig. Drang der Feind selbst ins Land, so ertönte „der Glockenstreich in der Noth", es brannten Nothfeuer auf allen Bergen; es stand Alles auf, was nur Waffen tragen konnte. In den Ohren der Feinde klang das Läuten der Glocken auf den Bergen überall so fürchterlich, daß sie 1809 die Stränge derselben abschnitten, so oft sie dazu Gelegenheit fanden. Der Tyroler, in Folge seines Hanges zur Jagd, zum Schießen, zum Raufen, gehorchte solchem Aufgebote gar sehr gern. Auf den Wink des Befehlshabers, beim Laute der Glocke, nach dem Feuerzeichen der Berge, eilte Jeder nach dem schon vorausbestimmten Sammelplatze, mit Trommeln und Pfeifen, Musik und Jodeln und Jauchzen über Berge und durch Thäler. „Wo ist der Feind?" war 1809 die einzige Frage. „Werden wir bald raufen für Gott, Maria, unsern Kaiser Franz und das Landl?"

Häufig nahmen die Weiber an solchen Kämpfen Antheil.

Die Frauen um Gerona in Spanien und die in Tyrol gaben 1809 unglaubliche Beispiele von Todesverachtung, Muth und Tapferkeit. Gerona ward im genannten Jahre sieben Monate lang belagert und die Frauen daselbst hatten sich in zwei Compagnien geordnet, welche um die Wette die Verwundeten vom Walle trugen, den Streitenden Lebensmittel zubrachten oder sie mit Munition versorgten. Sie achteten nicht der feindlichen Kugeln und trotzten dem Tode. Gerade so die Tyrolerinnen, oder in noch höherem Grade. In einem Thale, das Tauferer genannt, bildeten die Weiber vier Compagnien, welche Wachen ausstellten und patrouillirten. Es lagen dort 700 gefangene Sachsen, welche, nur von Weibern bewacht, zu entkommen trachteten und in der That 10 Stunden weit geflohen waren. Aber die muthigen Weiber setzten ihnen mit Stutzen, Heugabeln, Morgensternen und was zur Hand war, nach und holten sie ein und trieben die entmuthigten, waffenlosen Flüchtlinge unter vielen Prügeln wieder in ihr Thal zurück. Wehe dem jungen Tyroler Schützen hier, der ohne Ursache heim gekommen wäre, denn selbst ein Verband schützte ihn nicht gegen ihre Nachforschung. Sie rissen solchen öfters ab, um zu sehen, ob die Wunde nicht etwa nur ein Vorwand sei. Einzelne Weiber zeichneten sich besonders aus. So diente eine aus Schwatz, 28—29 Jahre alt, unter Speckbacher gleich dem besten Schützen während des ganzen Feldzuges, kaltblütig genug, im Kampfe nicht eher ihr Gewehr abzudrücken, als bis sie den Feind 100 oder

150 Schritte vor sich hatte, wo ihr Stutz sicher sein Ziel fand. Ein achtzehnjähriges Mädchen, Josephine Negretty aus dem südlichen Tyrol, zog als junger Schütze gekleidet mit diesen aus; eine Wildprethändlerin Maidl aus Telfs im Oberinnthale half wacker bei der Zerstörung einer Brücke, nahm mit eigner Hand einen baierischen Officier gefangen und war eben so edelmüthig als tapfer, denn sie schützte ihn gegen die Mißhandlungen, welche sich ihre Landsleute gegen ihn, wie gegen die Baiern überhaupt, nur gar zu oft erlaubten. Als im Anfange des Kampfes 1809 sich die Tyroler gegen die baierischen Kanonen zu decken suchten, indem sie Heuwagen vor sich in der Quere aufstellten, war die Tochter des Schneiders Zamper zu Sterzingen die erste, welche hierbei Hand anlegte.

Kurz, jenes Bewaffnungs- und Landsturmssystem, vom muthigen und besonnenen Maximilian I. eingeführt, trug von jener Zeit bis in die neueste die herrlichsten Folgen für Oesterreich. Hierher verlegte Maximilian I. und Karl V. seine großen Magazine und Waffenkammern, wenn es Krieg mit Italien gab; hier war der Stützpunkt ihrer Kriegsbewegung nach Süd und Nord. Im dreißigjährigen Kriege gingen die spanischen und die italienischen Truppen hin und her und entschieden mehr als einmal das Schicksal der kaiserlichen Waffen, wie z. B. bei der Nördlinger Schlacht. Jahrelang stand hier Tyrol als eine wohlbewachte Festung da, welche den müden Streiter aufnimmt, den erfrischten wieder durch

ihre geöffneten Thore gegen den Feind ziehen läßt. Rings herum tobte der Krieg nördlich von seinen Grenzen, aber wie hinter einer hohen Mauer standen die Landleute hier da, ihre Heimath sorgsam bewachend und sie für das Haus Habsburg bewahrend, denn eine unglaubliche Anhänglichkeit an letzteres hatte sich im Laufe der Zeit im Herzen aller Tyroler gebildet, welche im Jahre 1809 zwar besonders hervortrat, weil gerade die Zeit dazu wirkte, aber schon Jahrhunderte lang immer dieselbe gewesen war. Mehrere Umstände trugen dazu bei, daß der Tyroler jederzeit eben so gern für seinen Kaiser das beste Herzblut vergoß, wie ein junger französischer Conscribirter in den Kriegen von 1793—1815 erst für die Republik, dann für seinen Kaiser. Ein treues, biederes Volk konnte es nur mit dankbarem Herzen aufnehmen, daß die Bedingungen, unter welchen es 1363 an Oesterreichs Herrschaft überging, nicht allein gewissenhafte Geltung fanden, sondern auch bedeutende Erweiterung erhielten. Friedrich mit der leeren Tasche (gest. 1439) erwarb sich dadurch einen herrlichen Namen. Er demüthigte den Adel, wie er noch damals war, so oft er mit ihm in Fehde gerieth, die oft hart und blutig herging, bis er endlich durch seinen Bruder, Ernst den Eisernen, Herzog von Oesterreich, siegreich aus dem Kampfe hervortrat. Aber nun füllte sich die leere Tasche des verhöhnten Fürsten auf Kosten des Adels, dessen Land er den Bauern gab, und zu dessen Schmach baute er das Haus mit dem goldnen Dacherl, die Residenz der Grafen

von Tyrol, wenn sie in Innsbruck haus'ten, und noch heute schimmert es, daß das Auge keine Minute darauf haften kann, wenn die Sonne am hohen Mittage hell ihre Strahlen darauf schießt. Wie der ritterliche Maximilian I. sein Tyrol über Alles schätzte, beweis't nicht allein sein Wort: es sei das Herz und das Schild Oesterreichs, sondern auch sein fester Vorsatz, in diesem Herzen Oesterreichs sein Herz einst ruhen zu lassen. In Innsbruck baute er sich ein Grabmal, das seines Gleichen vergeblich unter allen Königsgräbern sucht. Acht und zwanzig Königsbilder stehen um dasselbe umher in ungewöhnlicher Größe, und ein schauerlicher Ernst, wie in keinem Dome, ergreift den Wanderer, der in diesen selbst am Tage dunkeln Hallen durch ihren Kreis schreitet, denn alle diese Erzgestalten scheinen im nächsten Augenblicke Leben und Bewegung annehmen zu können. Längst sind die Fürsten alle zu Staube gemodert, aber im schwarzen Erze lebt hier ihre Gestalt, jeder ihrer Züge, das Andenken an ihre Thaten, wie es keine Dichtung, kein Gemälde zu sagen vermöchte. So wollte der Kaiser Maximilian I., der am liebsten in seinem Tyrol weilte, hier von Königen im Tode umgeben sein, und begann das Grabmal schon vor dem Tode, der ihn aber fern von Innsbruck überraschte. Erst sein Enkel, F e r d i n a n d, brachte den Gedanken desselben zur Ausführung, wenn auch nur in beschränktem Sinne und verändert. Denn der Kaiser hatte a l l e die größten christlichen Kaiser und Könige zu Wächtern seiner Gruft haben wollen; der Enkel fand nur vier derselben

gegossen, als der Kaiser 1519 starb, und trug nun dem Erzgießer Georg Löffler auf, Verwandte und Fürsten des Hauses Oesterreich zu bilden.

Doch der Enkel des großherzigen Kaisers sollte nicht minder dazu beitragen, jene Volksliebe zu nähren. Erzherzog Ferdinand, der Ordner des billigen, nur für Tyrol berechneten Steuerwesens, herrschte fast immerfort in demselben von 1550 an bis zu seinem Ende, an der Seite einer Gemahlin, die, nicht von königlichem Geschlechte, durch Schönheit und Tugend das Herz des kaiserlichen Sohnes erobert hatte. Als Karl V. mit seinem Bruder Ferdinand 1548 in Augsburg einzog, daselbst einen Reichstag zu halten, der namentlich Sachsens Schicksal umgestaltete und die Albertinische Linie über die Ernestinische erhob, erblickte der Sohn Ferdinands, geheißen wie sein Vater, die schöne Philippine Welser, die Tochter eines der ersten Patrizier der reichen Handelsstadt, auf dem Altane, und ward von ihrer himmlischen Schönheit entzückt,

Denn solcher Locken Gold umwallt'
Noch keine Stirn hienieden,
Aus blauen Augen strahlte nie
Solch' sel'ger Himmelsfrieden;
So edler, zarter Wuchs war noch
An keiner Maid zu finden,
Noch solchen Nackens blendend Weiß,
Erglänzend zum Erblinden!

Der Dichter sagt viel, aber nicht zu viel. Man sehe ihr Bild in der Ambraser Sammlung zu Wien, wo sie als achtzehnjähriges Mädchen dargestellt ist, mit kleinem Barett, beschattet von einer Straußfeder; das reizendste Lockenköpfchen, im feinen, mit Pelz gefütterten Sammetkleide. Der junge Prinz machte seine Stellung geltend, sich ihr zu nahen, und auch ihr Herz flog ihm entgegen; aber ihre strenge Sittsamkeit ließ keine andere Bewerbung zu, als die von der Kirche zu heiligende. Zwei Jahre nachher, 1550, schloß der Erzherzog den Bund der Ehe förmlich mit ihr.

Selten nur auf Thrones Höhen
Wird ein solches Paar gefunden,
Das im häuslich stillen Frieden
Also selig ist verbunden;
Das nicht im Geräusch der Höfe
Seine Freuden sich erwählet,
Und des Daseins höchste Feste
Nur nach trauten Stunden zählet!

Allein Ferdinands Vater war in dieser Zeit auf den Kaiserthron gestiegen, und als er die unebenbürtige Ehe vernahm, gewaltig entrüstet. Der Erzherzog ward nach Tyrol mit seiner jungen Gemahlin verbannt, und lebte nun theils in dem Schlosse Ambras vor Innsbrucks Thoren, oder in Innsbruck selbst in der Residenz, welche ihm sein Ahnherr Friedrich mit der leeren Tasche gebaut hatte. Schon waren elf Jahre zwischen solchen Freuden der Liebe und Leiden über diese Zu-

rückſetzung vergangen. Philippinens zartes Herz mußte ſich als unſchuldige Urſache der letztern anklagen. Sie hatte es verſchuldet, ſo reizend auch die Schuld war, und beſchloß die Schuld zu ſühnen. 1561 hielt der Kaiſer Ferdinand V. Hof zu Prag; ſie eilte, ohne ſich zu erkennen zu geben, zu ſeines Thrones Stufen.

Und von der ſittigen Geſtalt,
Von ihrer Schönheit Allgewalt,
Von ihrem Flehn gerührt,
Hebt er vom Boden ſie auf.

Die eben ſo Schöne als Kluge hatte dem Kaiſer das Verhältniß, in welchem ſie zu ihm ſtand, nur im Allgemeinen vorgeſtellt; nur über einen erzürnten Vater geklagt, der es ſeinem Sohne nicht vergeben wolle, mit ihr, dem ſchönen jungen Mädchen, ſich verbunden zu haben. Doch ſo viel Schönheit machte ja den geſchehenen Schritt wohl verzeihlich und ſo ſprach der Kaiſer:

— „Ihr habet, was ihr wollt,
Gar wacker ausgeführt,
Und ich will mit dem harten Mann,
Der Euch alſo betrüben kann,
Und Euch nicht Tochter nennt,
Wohl ſprechen gar ein ernſtes Wort,
Daß er Euch freudig dann hinfort
Als ſolche anerkennt!“

Jetzt war der Kaiſer gefangen; er konnte ſein Wort nicht zurücknehmen und wollte es auch nicht. Die Schönheit hatte

ihn besiegt, wie den Sohn; die Ehe ward als rechtsgültig anerkannt, und Philippine zur Markgräfin von Burgau erhoben; noch viel größer aber ist ihr Ruhm, daß sie noch heute im Andenken des Volkes lebt. Als 1572 ein großes Erdbeben Innsbruck erschütterte, so daß die genannte Residenz „mit dem goldnen Dacherl" fast in Trümmern zerfiel, da sich die Stöße ein ganzes Jahr und längere Zeit wiederholten, und die Angst so groß war, daß sie den Erzherzog Ferdinand mit seiner Gemahlin in eine Scheuer trieb, da erschien letztere täglich als ein tröstender Engel den Obdachlosen und Hungernden, und so preist man sie noch täglich ob ihrer Schönheit, aber eben so sehr ob ihrer Herzensgüte!

VII.

Fortsetzung. Wanderung eines Tyrolers in der Hofkirche Innsbrucks und nach der Martinswand.

So wuchs die Jugend in der dankbaren Erinnerung an die ehemaligen Beherrscher des Landes auf, und kam der Tyroler herab von seinen Bergen oder aus seinen Thälern in die Hauptstadt des Landes, so sagte ihm so Manches wieder, was sie Großes und Gutes gethan hatten. Trat er in die genannte Hofkirche, so sah er den Stammvater des Hauses Oesterreich, Rudolph von Habsburg, unter den Helden, die Maximilian's Gruft umgaben, und in seinem hagern, langen Gesichte zeigte sich die Physiognomie des geliebten Kaisers Franz, als ob dieser sein nächster Erbe gewesen wäre und sie von ihm, dem alten Ahn, im zweiten oder dritten Gliede geerbt hätte. Selbstzufrieden schaute ihn Friedrich an, als ob er sich auf die leere Geldtasche an seinem Gürtel etwas Rechtes zu Gute thät. Und hoch über allen diesen Erzbildern, mitten in dem schaurigen Kreise derselben, kniet betend die große Gestalt Maximilians auf dem Grabmale, das er hier zu haben hoffte.

In Meisterstücken von Basreliefs in Marmor treten seine Thaten entgegen, die Collin von Mecheln, ein Bildhauer, der damals seines Gleichen suchte (gest. 1612), mit einer Kunst und Sauberkeit darstellte, daß sie jedem Werke der alten und neuen Zeit sich gleichstellen dürfen; denn es sind Gemälde in Marmor mit voller Perspective, wo die vordersten Figuren, die Säulen, Bäume, Menschen, Rosse, fast frei abstehen, die Gestalten des Hintergrundes aber sich in kleinen Punkten zu verlieren scheinen. Doch die Hunderte von Rossen und Reitern und Kämpfern zu Fuß, die Städte mit ihren Mauern, Zinnen und Thürmen, mit Palästen und Kirchen, und Bürgern, welche die Mauern vertheidigen, kommen alle so klar hervor und dem Blick entgegen, daß man jede einzelne Figur besonders wahrzunehmen meint, und immer behauptet der glorreiche tapfere Held die Stelle, wo er zuerst und am Bedeutendsten ins Auge des Beschauers fällt. Bald ist er im heftigsten Kampfgewühle, bald steigt er vom Rosse als Sieger herab, einem besiegten Feinde die Hand bietend, bald öffnen sich ihm die Thore einer eroberten Stadt, bald feiert er die Zusammenkunft mit seiner reizenden Braut Blanka. Wandert der Tyroler aus der Vorhalle der Kirche, welche dies in seiner Art so einzige Cenotaphium enthält, in das große Kirchenschiff selbst, so findet er seinen unvergeßlichen Max noch einmal wieder in der Gestalt des Großmeisters vom deutschen Orden, wie ihn ein Lindwurm (das Symbol des Bösen) verfolgt, und geht er zur rechten Seite in die mit schwarzem





INNSBRUCK.

Marmor bekleidete Kapelle, welche von einem silbernen Bilde der Maria die silberne genannt wird, so treten ihm in Marmor zwei Gestalten entgegen, welche seiner Zeit noch näher stehen. Hier ruht der Erzherzog Ferdinand, der jene Meisterstücke Collin's und Löffler's hervorgehen ließ, und in einer Zeit, wo Fürsten sich um das Höhere weniger kümmerten, als jetzt, den Grund zu der berühmten Sammlung in seinem Schlosse Ambras legte,

Wo Kunst und ernstes Wissen
Das Trefflichste nicht missen!
Und wer dahin zog, weilte gern
In diesen Mauern länger,
Ob Priester ernstrer Kunst, ob Arzt,
Ob Maler, oder Sänger;
Wie zu der Mediçäer Zeit,
War hier ein Ruhesitz geweiht,
Wo freiem, höherm Streben
So Lohn, als Preis gegeben.

Die Rüstung des trefflichen Fürsten prangt noch auf einem hohen Marmorvorsprunge, und seine Gestalt erscheint in weißem Marmor auf einem Grabmonumente von dem genannten Collin geschmückt. Und damit die Phantasie noch mehr Spielraum gewänne, so fand auch die Asche seiner schönen Gemahlin, der Philippine Welser, ihre Ruhestätte hier, deren reizende Gestalt in voller Größe den kalten Marmor belebt, welcher ihre Gruft bedeckt. Dreißig Jahre, von

1550 — 1580, hatte sie mit dem Erzherzog in glücklicher Ehe gelebt, da lös'te der Todesengel den Bund, von Schönheit und Liebe geknüpft! Aber diese edlen Züge, dieser herrliche Wuchs, diese Ruhe im Ausdrucke sprechen noch jetzt zu uns:

— Ich bin so froh im Hoffen,
Bleibe ja auch dort noch dein;
Und ich seh' den Himmel offen,
Und die Engel warten mein!

So wird der Tyroler hier in der Kirche auf jedem Schritt an das Alte gemahnt und mit der Liebe zu demselben erfüllt. Wandert er dann zum Thore hinaus, so wird ihn das Schloß Ambras nicht minder wiederum in Träume an die Vergangenheit wiegen, wenn gleich die alte Pracht und Herrlichkeit und die berühmte Sammlung des Erzherzogs Ferdinands längst von der Zeit theils geraubt, theils nach Wien*) verpflanzt ist. Noch viel mehr aber thut dies die hohe Martinswand, kaum zwei Stunden entfernt, wo einst der Kaiser Maximilian I., es war im Jahre 1493, die schrecklichste Todesangst ausstand, indem er dem Lieblingsvergnügen so vieler kühner Tyroler, der Gemsenjagd, nachgegangen war und sich auf dieser steilen Felsenwand so verstiegen hatte, und, wie es schien, ein Stück herabgegleitet war, als er auf einem Felsenvorsprunge stand.

*) 1805, in Folge der Abtretung Tyrols an Baiern.

Der Stein nicht hält,
Der Kaiser fällt
In die Tiefe hinab zwei Klafter lang. —
Er starrt hinab
Ins Wolkengrab,
Und starrt hinauf ins Wolkenmeer,
Und schaut zurück und schaut umher,
Da zeigt sich kein Fleck zum Sprung handbreit,
Kein Strauch, der den Zweig zum Klimmen beut.
Aus hartem Felsen wölbt sich ein Loch
Schroff hinter ihm, wie ein Dom so hoch!
Der Kaiser ruft
In die taube Luft:
„Ei doch, wie hat mich die Gemse verführt,
Kein Weg zu den Lebenden wiederkehrt!"

In diesem Felsenloche erblickt man noch jetzt ein Kruzifix, 20 Ellen hoch, das aber dem Auge unten im Thale und selbst auf dem mäßigen Berge auf der andern Seite kaum eine Elle hoch erscheint, denn die Höhe der Felsenwand, wo Maximilian dem Tode geweiht zu sein schien, beträgt nach Einigen 114 Klaftern und Andere lassen ihn gar 296 Klaftern über dem Inn schweben. Die Sage läßt ihn von einem Engel retten, nachdem er bereits als todt aufgegeben worden war. In allen Kirchen rings herum hielt man Betstunden; der Abt von Wiltau oder der Pfarrer von Zirl zog an der Spitze des Klerus mit der Monstranz hinaus, dem dem Tode Geweihten den letzten Trost in der Idee zu gewähren. Der rettende Engel aber war ein kühner Gemsenjäger, Zipper, nachher

Hollauer von Hohenfelsen sehr bezeichnend genannt, denn auf dem hohen Felsen hier hatte er dem Kaiser, welchen er seufzen und stöhnen hörte, ein staunendes lautes Holla zugerufen, als ihn selbst die Verfolgung einer Gemse zufällig auf denselben Punkt geleitet hatte. Er sprach dem Kaiser Muth ein, und brachte ihn, sorgfältig und fest fußend, auf der Rückseite des Felsens, von wo er jetzt oft bestiegen wird, glücklich zu der jauchzenden, vor Freude jetzt weinenden Menge herab. Der Kaiser adelte seinen Retter und verlieh ihm außer dem angeführten Namen ein Wappen, worin eine über Felsen setzende Gemse mit Blumen in den Vorderfüßen prangte. Die Urkunde darüber, soweit sie Lewald*) mittheilt, besagt unter Anderm: „Der Kaiser giebt an Oswald Zippern jährlich 16 fl. Rheinisch aus dem Zoll von Zirl, bis so lange wie Jener mit einem Aembtl das ungeferlich so vil ertragt, sein Lebelang versehen, um seines getrewen Verdienstes willen und aus besonderen Gnaden." Das Geschlecht der Hollauer von Hohenfelsen ist aber, wie es scheint, nie zu einem besondern Rufe gekommen und vielleicht schnell ausgestorben.

Seit jenem Erzherzoge Ferdinand scheint keiner der kaiserlichen Prinzen ferner in Tyrol selbst gehaus't zu haben, allein nichtsdestoweniger versäumte keiner der Habsburgischen Kaiser, wenn ihn der Tod seines Vorgängers auf den Thron seiner Väter und zur Herrschaft Tyrols berufen hatte, auf dem alten

*) Tyrol. 1. Band. 1835. S. 8.

Stammschlosse der ehemaligen Grafen von Tyrol, da, wo Margarethe Maultasch 1363 das Land an Oesterreich mit Bewilligung ihrer Stände übergeben hatte, sich huldigen zu lassen, indem sie alle Rechte und Freiheiten des kleinen Landes dagegen feierlich aufs Neue verbrieften und besiegelten. Erst als Maria Theresia die Erbschaft ihres Vaters antrat, ward sie verhindert, diese Erbhuldigung feierlich entgegenzunehmen, da sie in dem Augenblicke, wo ihr kaiserlicher Vater die Augen schloß, auf allen Seiten von Feinden umgeben war, die gierig nach ihrem Erbtheile blickten. Allein sie unterließ doch bei allem Bedrängnisse nicht, sich deshalb bei den getreuen Ständen Tyrols zu entschuldigen und ihnen einen Revers darüber auszustellen; die Tyroler dagegen wußten jene Ursache zu würdigen und diesen Ausweg zu schätzen, so daß sie, als es zum Kriege mit Baiern kam, dessen Kurfürst sich die Stimmen zur Kaiserwahl erkauft hatte und sich in Maria Theresia's Erbtheil mit Friedrich II. theilen wollte, die ersten waren, welche nicht blos ihr Land selbst bewachten, sondern selbst des Krieges Schrecken bis München verbreiteten. Späterhin glich Maria Theresia es aus, indem sie gleich nach dem siebenjährigen Kriege Innsbruck besuchte, woran das südliche Thor, in Gestalt eines Triumphbogens, noch heute erinnert, und indem der Gemahl der Kaiserin, Franz, hier in der Hofburg vom Schlagfluß ereilt wurde und in Maria Theresia's Armen starb, blieb das Andenken an Beide nicht minder lebhaft, wie an die früheren Fürsten. Dann unterließ Joseph II. die

genannte Erbhuldigung, ohne andern Grund, als daß er überhaupt kein Freund von Ceremonien war, wie er eben so wenig in solcher Art die Regierung in den andern Ländern seines Reichs antrat, und außerdem auch noch den Kopf voll Pläne hatte, die alle auf vollkommene Einheit in seinen Ländern abzielten und jenen Schematismus begünstigten, der in wenigen Tabellen die leichteste Uebersicht gestattet, ohne daß von alten Rechten, Gewohnheiten, Sitten, Bedürfnissen die Rede wäre. Auch Franz I., der Erbe von Leopolds II. Krone, aber auch eines furchtbaren Krieges, konnte nicht kommen, eben wegen des letztern, und die Tyroler vergaben es ihm am ersten, denn er hatte bei den mit Ungestüm begonnenen Reformen Josephs II. alle ihre Hoffnungen rege gemacht und 1790 einen weisen Vermittler gespielt. Genug Belege demnach haben wir, solchen Gang der Dinge verfolgend, daß das Haus der Habsburger mit dem Volke der Tyroler in einer Art verschmolzen war, wie es fast in keinem andern Lande die Regentenfamilie und das Volk wird, und diese Anhänglichkeit des Volkes an Oesterreich sich nicht blos in Worten, sondern, so oft es nöthig wurde, in jeder Art und Weise äußerte. Kein Opfer schien so schwer, daß es nicht gern gebracht worden wäre.

Es war im Jahre 1703, als der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern davon die empfindlichsten Erfahrungen machte. Im Kriege mit dem Hause Habsburg begriffen, im Bunde mit Ludwig XIV., hatte er und dieser den Plan gefaßt,

daß sich die baierischen Truppen mit dem Heere des Marschalls Vendôme aus Italien in Tyrol vereinen und dann einen entscheidenden Krieg gegen das Herz Oesterreichs beginnen sollten. Mit 16,000 Mann, theils Baiern, theils Franzosen vom Heere des Marschall Villars, welcher an der Donau blieb, der Unternehmung den Rücken zu decken, zog der Kurfürst rasch gegen die Tyroler Feste von Kufstein, und nahm dieselbe, als ein Brand in dem Städtchen unten sich in die Festung verbreitet und die Pulverthürme ergriffen hatte. Eine eben so schnelle Beute war die Ehrenburg und die Scharnitz. „Aber im Lande Tyrol," sagt Zschocke*), „wohnt ein kräftiger Menschenschlag, alten Sitten und seinem Fürsten treu, um der Rechtsame willen, die er dem Volke schützen soll. Dabei ist dies Volk rauh und tapfer und stolz auf sein Gebirg, das ihm zur Armuth große Freiheit und gegen fremde Kriegsgewalt Sicherheit bringt." Was nun in diesem Kriege geschah, ist ein merkwürdiges Seitenstück zu dem, was 1809 die Welt bewunderte. In vielen Scenen glaubt man dasselbe wiederzufinden, was von dem letztern Jahre erzählt wird, und die Lokalität brachte es mit sich, daß Ortschaften, welche 1809 einen ewig berühmten Namen erwarben, auch damals eine wichtige Rolle spielten.

*) Der Baierischen Gesch. V. B. 13. K.

VIII.

Der Krieg in Tyrol 1703.

Als Emanuel so schnell drei Eingänge des Landes genommen hatte, gab es Anfangs große Bestürzung auf den Bergen und in den Thälern, des Kaisers Soldaten aber flohen davon. Was thaten da die Tyroler Landleute? Sie bewaffneten sich, es tönte der Glockenstreich bei Tage, die Feuersäule leuchtete in der Nacht von Berg zu Berg, und Alle gelobten, ihr Land zu befreien. Ihrer zweitausend nahmen den starken Fernstein an demselben Tage wieder, wo ihn die Baiern erobert hatten. Maximilian Emanuel hoffte das Volk durch Versprechungen zu beschwichtigen, und erließ einen Aufruf, der als seltenes Seitenstück zu den vielen, die unsere Tage ergehen sahen, hier eine Stelle finden mag.

„Max Emanuel an die Tyroler aus seinem Heer und Hoflager, im Lodronischen Schlosse zu Mühlau bei Insbruck 1703.

Von Gottes Gnaden, wir Maximilian Emanuel in Ober und Nidern Bayrn, auch der Obern Pfaltz Hertzog, Pfaltzgraf bei Rhein, des Heil. Röm. Reichs Ertztrucksäß, und Churfürst, Landgraf zu Leichtenberg u. s. w.

ENtbietten allen, und jeden, denen diß Unser offen Patent

zu lesen vorkommet, in absonderheit aber denen sammentlich der Fürstlichen Grafffschafft Tyrol Geist: und Weltlichen Ständen, Comunitäten, Beambten: und Unterthanen, Unsern Gruß, und Gnad zuvor, und geben jhnen dabey zuvernehmen; Demnach Wir so wohl bey Anrückung gegen denen Tyrolischen Landen, als auch bey weiterer Eintringung in dieselbe wahrgenohmen, daß an denen mehreren Orthen, Flecken und Dorffschafften, darauff Wir mit Unseren Völckeren noch getroffen, alles auß der ihnen, durch Feindseelige, schlime Leuth eingejagten Forcht: und Sorg, Hauß und Hoff verlassen, und darvon geflohen, als wären Wir kommen, dieselbe Feindlich zu halten, jhnen all jhr Haab und Gut hinweckzunehmen oder in Grund zu verderben, und sie, in kurtzem Begriff, also zu tractiren gleich wie mans mit Unsern Lands Unterthanen in Unter Bayrn: und der Obern Pfalz, auff eine, unter Christlichen Potentaten, vorhin nie erhörte Weiß, angefangen; Darvon aber Unser Gemüth, wie billich, gantz entfernet, sondern vilmehr Männiglich, wer da auch seye, so sich Unserem Schutz mit freyem Mueth zu untergeben suchet, in allen Gnaden, und genaygten Willen an, und auffzunehmen, auch dieselbige bey häußlichen Ehren, und all dem jhrigen zu erhalten, und kräfftig zu schutzen verlangen; Als haben Wir durch dises Unser offen Patent, ein solches zur Männiglichs Wissenschafft Kundt machen, und in absonderheit denen Gemainden, und Baurschafften die Ver-

sicherung thun lassen wollen, daß, welche daß Gewehr niderlegen, zu jhren Häusern und Höfen sich begeben, und thun werden, was guten und getreuen Unterthanen zugestehet, sie nit allein bey all dem jhrigen geschutzt, und gehandhabt: sondern noch darüber also mild, und lieb gehalten werden sollen, darauß sie selbsten Handgreifflich den Unterschid, zwischen den vorigen alten empfangenen Tractament, und disem neuen zu verspühren; Widrigenfahls aber, und da sie in jhrer Hartnäckigkeit verharren: jhre Häuser und Höf unbewahrt lassen, und, so Wir nit verhoffen, gegen Unseren Völckeren einige Feindseligkeit, oder Thättlichkeit verüben wurden, hätten sie jhnen die Schuld selbsten beyzumässen, wann Wir gegen dieselbe auff eine härtere, Unserem Gemüth aber zu wider lauffende Weiß verfahren lassen müsten; Damit also diese Unsere genaygte Erklärung desto gewisser, und sicherer zu Männiglichs Wissenschafft gelange; So ist Unser Genädigster Will, und Befelch, daß dises Unser Patent (darvon Wir das erste Exemplar mit Unserem eygnen Handzeichen bekräfftiget) in offentlichem Druck gegeben, gefertiget, und an allen Orth: und Enden der Fürstlichen Grafffschafft Tyrolischen Landen publicirt, und angehäfft werde. Geben auß Unserem Haupt Quartier Mühla, bey Ynsprugg den 29. Junij, Anno 1703.

Max: Emanuel Churfürst
Manu propria.

Prielmayer.
J. Ch. Dax."

Der hier unterzeichnete Minister des Churfürsten, Prielmayer, suchte auch in der That solchen süßen Versprechungen die That folgen zu lassen, und das Heer mußte strenge Mannszucht halten; allein jeder Baier war ein Feind des Erzhauses und also auch jedes Tyrolers. Binnen vierzehn Tagen drang Emanuel bis zum Brenner vor und wollte nun gern wissen, wo der Marschall Vendôme stand, um mit dessen Heere das seinige zu vereinen. Die Verbindung mit jenseits über die Berge war damals noch ungleich schwieriger als jetzt, die Straßen ließen damals nichts von der Vorsorge entdecken, die ihnen in unseren Tagen gewidmet wird. Er befahl seinem Oberstwachtmeister von Nouvion, mit 100 Grenadieren und 50 Dragonern nach Italien zu gehen, den Marschall Vendôme aufzusuchen und ihm, wie die Sache stehe, zu berichten. Der Auftrag hatte Gefahren in Menge. Nouvion zog durch Thäler, längs den Bergen, hin. Als er nach Landeck kam, schauderte er vor den hohen, zum Himmel aufsteigenden, nackten Bergen, die von Sturm und Regenfluthen gepeitscht, sich unter die grünen Almen mischten. Die Schlösser Kraiburg und Schrofenstein hingen dräuend auf solchen Felsen, und auf einer mächtigen Bergebene erhob sich die Festung Landeck. Auf schmalem Pfade, zwischen Felsen, von Lawinen und Wasserfällen zerklüftet, drangen die Baiern vor, um über den rauschenden Inn zu kommen, doch als sie die Brücke bei Pontelaz zu finden wähnten, war sie zu ihrer großen Bestürzung abgebrochen, und am Ufer jenseits reihte sich hinter

einer Brustwehr eine Menge Scharfschützen, die der Pfleger zu Landeck, Martin Andreas Sterzinger, aus der Gegend umher aufgeboten hatte. Nouvion berathschlagte mit seinen Genossen, was hier zu beginnen, wie über den Inn zu kommen sei. Da wurde es über und hinter ihm lebendig. Ein Schuß fiel nach dem andern und man sah keinen Feind, Felsentrümmer und Baumstämme rollten herab und versperrten den zurückgelegten Pfad, der schleunigst angetreten wurde. Aber die Hälfte der Grenadiere und Dragoner erlag den unsichtbaren Schützen, und wie man ein Stück weiter mit Todesangst auf der Rückkehr gekommen war, wurde Nouvion mit mehreren Herren gefangen, andere fanden noch an seiner Seite den Tod, noch andere ertranken im rauschenden Inn, als sie schwimmend hindurchzukommen suchten.

Solches alles geschah, als der Churfürst schon in seinem Hauptquartier zu Innsbruck ungeduldig auf Nachrichten von Vendôme's Entgegenkommen harrte, dem erst vier Heerhaufen und dann noch drei entgegen zogen, sich der Höhen des Brenner und der Straße nach Trient zu bemächtigen. Diesen aber erging es, wie so vielen Kriegern 1809. Sie fanden die Berggipfel von Schützen besetzt, die Schluchten verhauen. Aus der Ferne von 3—400 Schritt kamen tödtliche Geschosse. Der Churfürst, ungeduldig, rückte in eigner Person mit der ganzen Masse auf der Straße nach Trient an, indem der Graf Verità Innsbruck und Hall sichern mußte. Am Fuße des Brenners fand man die vorausgeschickten Truppen hinter

Schanzen. Kaum aber war die Vereinigung mit ihnen bewirkt, als das ganze Land nun in Aufstand gerieth. Im Brachmonat war der Churfürst nach Innsbruck gekommen; fast am nämlichen Tage des Heumonats, am 21., sollte das Verderben über alle seine Baiern hereinbrechen. Hinter ihm erhob sich Alles, wie eine Wetterwolke. Der Graf Verità hatte einige tausend Bauern befehligt, Hall zu befestigen, wie ihm sein Herr befohlen hatte. In früher Morgenzeit kamen sie, scheinbar als gehorsame Knechte, aber alle bewaffnet. Der Graf hatte sich von Innsbruck mit zahlreicher Mannschaft Nachts vorher dahin begeben, und sandte sie gegen die Bauern, indem er selbst in das Haus des Salzmeyers von Zygris eilte, wo eine weibliche Schönheit sein Herz in Flammen gesetzt hatte. Die Sturmglocke tönte draußen, die Truppen zogen sich in die Stadt zurück. Die Bauern drangen zum Theil mit ihnen vermischt in die Stadt, unterliefen die Kanonen, die Bürger schlugen sich auf ihre Seite, weil ein französischer Hauptmann einem von ihnen im Wortwechsel den Degen in den Leib stieß. Verità erwachte zu spät aus der Täuschung, mit der man ihn, als ob die ganze Sache nichts auf sich habe, im Hause des Salzmeyers hingehalten hatte. Er sprengte zu den Seinigen hinaus, die sich verzweifelnd wehrten. Mehrere Schüsse fielen gegen ihn, ohne ihn zu treffen. Da rief die tobende Menge, daß er fest sei, und riß ihn vom Pferde herab; mit hölzernen Keulen schlug man ihn nieder, und der Hände, der Füße beraubt, blieb der Leichnam zur Schau liegen.

Im Lager von Innsbruck wurde der Schrecken um so größer, da noch an selbigem Tage Rattenberg verloren ging. Die Schützen des Zillerthals hatten dem baierischen Befehlshaber dieser Feste, der, die von ihm befohlenen Schanzarbeiten an der Zillerbrücke zu besichtigen, ausgeritten war, den Rückweg abgeschnitten und ihn genöthigt, sich in das Schloß Kropfberg zu flüchten. Dieses erstiegen die Landleute mittelst Leitern und Gemäuer, und so begann er mit ihnen zu unterhandeln. Da schwang ein Bauer das Beil im Wortwechsel über ihn; einer seiner Soldaten gab Feuer; die Kameraden desselben thaten gegen alle Bauern dasselbe. Das Gespräch ging in blutiges Gemetzel über, wo fast alle Baiern das Leben verloren. Dann zog der siegestrunkene Haufe vor Rattenberg, und da hier ebenfalls, wie in Hall, die Bürger die Hand boten und ihre Thore mit Aexten von innen öffneten, so ward auch bald das Schloß erobert. In denselben Stunden fiel auch die Scharnitz. Ein kaiserlicher Oberstwachtmeister, Heindel, zog über Landeck heran, sammelte alle Getreuen, die sich an ihn anschließen wollten, überfiel bei Luitasch 50 Baiern, und griff in früher Morgenstunde die starke Burg an, indem die geübten Schützen in seinem Haufen auf alle Felsspitzen kletterten, welche die Wälle der Scharnitz überragten, um die Kanoniere auf den Wällen zu erlegen. Heindel stürmte zugleich gegen die Mauern, als plötzlich ein Krachen erfolgte, wie wenn die Felsen zerborsten wären. Ein Pulverhaus war in die Luft gesprengt und die Festung nicht mehr

zu halten. Ein Tag vernichtete, mit einem Worte, was Emanuel in vier Wochen mühsam gewonnen hatte. Abends kamen die Boten mit den schrecklichen Nachrichten von allen Seiten und berichteten, während die Sturmglocken in allen Thälern heulten. Noch in der Nacht wurde nach Innsbruck zurückgegangen, damit nicht auch dieses etwa genommen und jeder Ausgang versperrt würde, denn Solches schien die Menge der Tyroler im Sinn zu haben. Vom Innufer führten sie bei Hall Schanzen bis zum Gebirge hin auf und pflanzten Kanonen auf, die sie den Baiern abgenommen hatten. Gleiches begannen sie, wo die steile Martinswand den Inn beherrscht. Der Churfürst suchte die Landleute bei Hall durch Versprechungen aller Art zur Niederlegung der Waffen zu bereden, Alle aber schwuren ihm zu, bis auf den letzten Mann gegen ihn zu kämpfen. Er mußte nun, um wieder herauszukommen, die Straße über die Scharnitz zu erobern suchen, und sendete Truppen, so viel er vermochte, dahin ab. Der schmale Weg bei der Martinswand war von ungeheuern Felsentrümmern gesperrt, zu denen noch Verhaue von Baumstämmen gekommen waren. Ein blutiger Angriff folgte dem andern, diesen Steinwall zu nehmen. Erst ein wüthender Kampf auf dem andern Ufer, wo vierhundert Tyroler Scharfschützen lagen, machte Luft. Sie wurden vertrieben, baierische Kanonen konnten dort aufgefahren werden und donnerten den Tyrolern hier in die Seite, den Rücken, daß diese von dannen wichen und Raum machten. Die

Baiern und Franzosen mordeten nun in dem Flecken Zirl und allen am Wege liegenden Dörfern; fast aber hätte der Churfürst selbst das Leben eingebüßt, denn als er nach Zirl ritt, richtete ein Tyroler seine Büchse auf ihn. Zwar kannte er ihn nicht, vermuthete aber, daß er am schönsten gekleidet sein möchte. Zufällig war dies der Kammerherr Maximilian Emanuels, Ferdinand von Arco, und zufällig gingen vor ihm die zwei Läufer, welche sonst gewöhnlich der Churfürst vor seinem Rosse oder Wagen hatte. Der Schuß geschah; Graf Arco rettete durch seinen Rock den einfach gekleideten Churfürsten und sank leblos vom Pferde. Im ganzen Lande aber verbreitete der Schütze, glücklich entkommen, das Gerücht, wie der Churfürst getödtet worden sei, und als dieser Paß und die Scharnitz befreit war, blieb Emanuel noch einige Tage zu Innsbruck, Nachrichten von Vendôme erwartend; da jedoch die Lebensmittel immer mehr abgeschnitten wurden, die Boten alle Wege besetzt fanden und meldeten, wie die Frauen Steine von den Bergen wälzten, die Kinder den Vätern die Gewehre trügen, als die Bauern listig genug waren, ausgebohrte Baumstämme mit Eisenringen zu umgeben, um sie statt schweren Geschützes zu gebrauchen, da wollte der Kurfürst nicht mehr des Marschalls harren, sondern zog nach Mittewald, auf jedem Schritte von den Tyroler Schützen verfolgt und umschwärmt, die in allen Wäldern, auf allen Bergen lauerten. Die Gefahr stieg mit jedem Augenblicke; denn auch die Ehrenburg ging verloren. Sie hatte nur

300 Mann Besatzung, doch Alles, was zur Nahrung und Wehr nöthig war, für drei Jahre. Da erstiegen die Tyroler einen für unwegsam gehaltenen Berg, und brachten einige Feuerschlünde hinauf, die ihnen der kaiserliche Hauptmann Koppenhagen an der Spitze einer Schaar von tausend Mann über den Brenner zugeführt hatte, und schossen die Baiern an den Schießscharten mit Stutzen nieder. Die Nachricht von dem Abzuge des Kurfürsten nahm dem baierischen Befehlshaber dieser Feste unter solchen Umständen allen Muth; er übergab das Schloß, um freien Abzug nach Mittewald zu erhalten, wo ihn aber ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilte, dem er als Kriegsmann nicht zu trotzen Muth gehabt hatte. Als nun auch neue kaiserliche Kriegsvölker von Brixen her anrückten, eilte Maximilian Emanuel um so schneller, in die Ebenen von Schwaben und Baiern zu kommen, die er voll stolzer Hoffnung verlassen hatte und mit gebeugtem Herzen wieder betrat.

Den ganzen Krieg aber hat ein Tyroler Bäuerlein zu Pfans in seiner schlichten Hauschronik also beschrieben:

„1703 in Johannes des Taufers Abend seind 20,000 Feinde ins Tiroll gefallen, haben großen Schaden gethan, vil aus unsern Leiten erschlagen, aber noch mehr auf ihrer Seite geblieben, seind hierin gekommen bis in die untere Au, hernach wieder in St. Anna Tag (26. Jul.) von unsern schitzen und Milizirten hinausgeschlagen worden.“ *)

*) J. Hormayr Taschenb. f. vaterl. Gesch. 1837. S. 241.

Anno 1703 aber blieb ein unvergeßliches Jahr für jeden Tyroler bis zum heutigen Tage.

„Jetzt wird's wieder gut werden!" sprach, als 1809 der Aufstand ausgebrochen war, der Postillion in Sterzing zur Kellnerin. „Jetzt wird's gut werden, jetzt wird wieder Alles, wie es anno Drei war!"

„So ist's recht!" rief die Dirne. „Wie's anno Drei war, muß es werden!"

„Wie's anno Drei war!" schrie der Wirth auch, der eben vorüberging, und bald hallte Haus und Gasse von anno Drei in mehr als zwanzig Stimmen wieder!" *)

*) Wahre Anekdote. S. Geschichte der Deport. d. K. B. Civilbeamten rc. 1810. I. S. 16.

IX.

Tyrol in den Jahren 1795—1800.

Wir haben keine genauen Nachrichten über die Art, wie sich Tyrol in den Feldzügen benahm, welche der junge Bonaparte 1795 und in den nächsten Jahren so siegreich gegen die ergrauten kaiserlichen Feldherren eröffnete. Indessen versichert uns Hormayr, selbst Zeuge gewesen zu sein, „wie von 1796 bis 1800 viermal die gefährliche Verbindung aller feindlichen Armeen hier gehindert und dieselben durch harten Kampf und große Verluste lange vom Innern der Monarchie abgehalten wurden, bei zweckmäßigen Anstalten aber noch viel länger, vielleicht für immer, hätten zurückgehalten werden können." Der Widerstand der Tyroler trug namentlich im März 1797 dazu bei, daß Bonaparte den berühmten Brief an den Erzherzog Karl schrieb, in welchem er ihn aufforderte (31. März), der Menschheit den Frieden zu schenken, welcher, als immer neue Fortschritte der französischen Waffen erfolgten, am 7. April zum Waffenstillstande in Leoben und dann zum Frieden von Campo Formio (6. Oct.) führte.

In welcher Art der Kampf herrschte, schildert uns Kotzebue namentlich *). In Brunneken, erzählt er, erfuhren sie nicht eher des Feindes Ankunft, bis er schon fast vor den Thoren war. Sogleich sandten sie zu dem General Spork, der unfern mit einem Corps stand, und ließen ihm entbieten, sie seien bereit zu fechten, wenn er kommen und sie unterstützen wolle. Der General versprach's, aber — kam nicht, und so wurden viertausend Landleute verdrossen und unwillig. In einem kleinen Städtchen schoß ein Haufe so oft aus dem Pförtchen, daß die Feinde verzichteten, einzudringen, und in einem Dörfchen auf hohem Felsen bewaffneten sich Männer und Weiber, Alles wälzte große Steine hinab und flößte so den Franzosen Respekt ein, daß sie schnell vorüber zogen. Das so vom General Spork aufgegebene Brunneken wurde durch Kapitulation übergeben, da die Feuer, zu Hunderten von jenen Landleuten angezündet, auf den Bergen leuchteten. Bauer war ein Schreckenswort für die Franzosen, das sie oft im Zaume hielt, aber die österreichischen Generale wußten damals keinen Nutzen von solchem Geiste zu ziehen. In Lienz z. B. zeigte ihn die ganze Bevölkerung ebenfalls, sagt Kotzebue noch. Aber mit 11,000 Mann, die der genannte General Spork befehligte, hatte er nichts im Sinne, als die Retirade, und gab, statt Kanonen und Munition den tapfern Landleuten, die darum flehten, zu

*) Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom 2c. III. S. 398 ff. 1805.

schenken, sie lieber der Vernichtung und dem Feinde preis. Mit dem, was sie ihm gleichsam unter den Augen heimlich entwendeten, vertheidigten sie sich dermaßen, daß die erste Kolonne der Franzosen zurückgetrieben und nur erst mit dem Hauptkorps derselben eine Kapitulation geschlossen wurde, die ihm Durchzug und Brod bewilligte. Ein einziger österreichischer General machte damals eine Ausnahme: Laudon, den seine Kameraden aber deshalb den Bauerngeneral nannten. Er gerade war es, dessen Bewegungen mit den Landleuten den obigen Brief an den Erzherzog Karl diktirten.

Ein Haupttreffen lieferten damals (2. April) die Landleute bei Spinges, zwischen der Eisack und dem Rienzflusse gelegen. Den Bericht darüber haben wir vom Commandanten derselben, Philipp v. Wörndle. Der französische General Joubert war bis Brixen und Mühlbach gedrungen und hatte den Feldmarschall-Lieutenant Kerpen bis Sterzing zurückgedrängt, als ihm der Landsturm vom Inn- und Wippthal über Mauls durch das Thal Rittseil über das Valser Joch in die rechte Flanke bei Mühlbach kam. Wörndle wollte nach einem sehr beschwerlichen Nachtmarsche seine Leute ruhen lassen, fand aber an der Waldung oberhalb der Spingeser Wiese das Gefecht zwischen dem Feinde und andern Landsturm-Kolonnen schon engagirt, welches gänzlich wider den früher abgeordneten Operationsplan war. Er eilte hinzu, die Ursache zu erforschen, und lief hierauf zurück, seine Leute zum Succurs heranzuführen. Allein die Masse derselben war

während seiner kurzen Abwesenheit sehr verringert. Mehrere Mannschaft, und sogar der Feldpriester, hatten über Verrätherei geschrieen und den Rückweg über das Valser Joch angetreten.

„Zu gleicher Zeit (Herr v. Wörndle spricht selbst) hörte man die Lärmtrommel einer feindlichen Kolonne vom Walde von Spinges her. Meine Verlegenheit war groß. Ich sah ein, daß ein Rückzug bergan mit erschöpften Kräften durch tiefen Schnee eine schändliche Niederlage der Fliehenden und die Vertilgung der noch im Feuer stehenden braven Mannschaft zur Folge haben könnte; daher stellte ich mich an die Spitze einiger entschlossenen Bauern und stürzte mit der Losung: Gott ist mit uns! gegen den Feind. Das Beispiel wirkte; eine beträchtliche Anzahl Männer von Arams, Gottenberg und Innsbruck folgte mir nach; um 10 Uhr Vormittags erreichte ich die Feinde im Spingeser Walde, und erkannte mit nicht geringer Freude, daß ich durch meinen schief aufwärts in der Diagonale — genommenen Marsch ihnen die Anhöhe abgewonnen hatte. Es begann eine lebhafte Füsillade, die Franzosen schossen mit unglaublicher Fertigkeit; unser Feuer war langsamer, aber ohne Vergleich mörderischer. Ich merkte indessen, daß die Schützen an meiner Seite nachließen, weil ihre Munition zu Ende ging, lief zurück, frische Leute aus der nachrückenden Masse in das Gefecht zu bringen, fand aber mit Verwunderung im zweiten Treffen mehr Verwundete und Todte, als im ersten, weil die Franzosen, wegen der hohen

Richtung ihrer Gewehre, die Vordersten überschossen. Viele Landleute waren abermals auf das Gerücht von meinem Tode, das sich verbreitet hatte, davongegangen. In diesem entscheidenden Augenblicke riß ich einem Bauernknechte seinen Streitkolben aus der Hand und befahl dem Trompeter Leichner, das Zeichen zum Angriff zu geben. Da stieß mein Ordonnanz-Korporal Türk mit den Sonnenburger und Selrainer Bauern zu mir, die ihre Munition auch schon verschossen hatten. Ich gab daher das Losungswort: Schlagen, Schlagen! es verbreitete sich durch mein kleines Heer von Mann zu Mann, und das Gefecht begann auf allen Punkten. Vergebens setzten die feindlichen Soldaten ihre Bajonnette entgegen, sie konnten den Druck der Masse nicht aushalten. Die Landleute kehrten ihre Gewehre um und arbeiteten darauf los. Ein klägliches Heulen der Feinde, die unter den fürchterlichen Streichen fielen, unterbrach das Stillschweigen des Musketenfeuers; nur hier und dort fiel noch der Schuß eines Scharfschützen, der meistens einen feindlichen Offizier durchbohrte."

„Um 1 Uhr Nachmittags drückten wir den Feind bis an die Feldwege von Spinges zurück. Hier lagen seine Leichname mit zerschmetterten Schädeln zahlreich umher, und wo die Bauern das leiseste Röcheln spürten, wurde die Hirnschale vollends zerbrochen. Nichts konnte ihre Wuth bezähmen."

„An dieser Stelle kam Oberlieutenant Luck wieder zu mir, wir erstiegen mit einander eine Anhöhe, und beobachteten mit unsern Fernröhren die Bewegungen des Feindes. Er

marschirte bei dem Dorfe Mühlbach aus seinem verschanzten Lager mit ungefähr 2000 Mann in breiter Fronte auf; zugleich sah ich auf der Straße von Mühlbach gegen Spinges zwei Feldstücke aufführen; die feindliche Fronte theilte sich in viele kleine Haufen und sie machten verschiedene Manövres, uns zu täuschen. Sie feuerten manchmal gegen einander, und wenn man ihnen nahte, traten sie in eine Kolonne zusammen. Sie richteten ihre Stücke gegen Pusterthal und Aicha. Nun glaubte ich, der von mir so sehnlich erwartete Succurs aus Pusterthal und von Schalders und Varn sei im Anzuge und wurde in diesem Wahne noch mehr bestärkt, weil ich die feindlichen Generale und Adjutanten auf der Straße von Mühlbach gegen Niedervintl im vollen Galoppe hin und herreiten sah. Die Losung bei meinen Truppen war jetzt: Succurs! Succurs! — Wir faßten frischen Muth, der Kampf erneuerte sich überall; die Bauern rauften wie Löwen. Einzelne stürzten unter ganze Haufen Feinde, mußten jedoch manchesmal diese Kühnheit mit dem Tode büßen, wie der brave Priska von Arams, dessen Leichnam man mit sieben erlegten Franzosen umgeben fand." *)

Besonders zeichnete sich in diesem Kampfe die Landsturm-Kompagnie aus, welche der Sensenschmied Anton Reinisch aus Volders befehligte. Er fand den Heldentod hierbei und 19 Schützen folgten ihm nach in's Grab. Namentlich ent-

*) Bartholdy a. a. O. S. 24—26.

wickelte ein Landstürmer, Peter Haider, ungewöhnliche Bravour, und seine Büchse tödtete allein sechs Feinde. Von fünfen derselben alsdann umringt, schoß er einen mit der Büchse, den andern mit der Pistole nieder, versetzte dem dritten einen Säbelhieb, und sank selbst nun erst von einem Schusse getroffen nieder, der ihn mit mehreren Säbelhieben auf den Kopf, von den zwei übriggebliebenen gegeben, als todt niederstreckte. Nur durch ein halbes Wunder entkam er nebst seinem Bruder, den er dann, in gleichen Umständen fast, durch Zufall auf dem Schlachtfelde traf, nach einer Mühle, von Schmerzen und Hunger tagelang gleich sehr gequält.

X.

Kämpfe im Jahre 1805. Abtretung Tyrols an Baiern.

Nähere Umstände wissen wir von dem Antheil, welchen Tyrol im unglücklichen Kriege von 1805 nahm. Damals ward das Land von drei Seiten angegriffen: aus Nordost von Baiern, aus Norden von Ney, aus Westen vom Bodensee her durch Augereau. Der Erzherzog Johann von Oesterreich befehligte die Streitkräfte desselben. Er hatte auf vielfachen Reisen die ganze Alpenkette hier genau früher erforscht und ein Vertheidigungssystem entworfen gehabt, das auf dem Grundsatze beruhte, Tyrol als eine große, von allen Kriegsereignissen unabhängig gedachte Festung zu betrachten. Das hierhin beorderte Armeekorps mußte als Kern der aufgebotenen, nöthigenfalls ganzen Bevölkerung, als ihr Stützpunkt dastehen, von dem sie Pulver und Blei und dann die Zusicherung empfing, wegen der Lebensmittel unbesorgt sein zu können, die in dem Berglande ohne Eingang fremden Getreides leicht ausgehen oder doch einen drückenden Preis erreichen. Jedoch in Wien herrschte damals noch, selbst über die Prinzen

des Kaiserhauses gebietend, ein Kriegsrath ziemlich in der Art, wie ihn uns der dreißigjährige und der siebenjährige Krieg gezeigt hatte. Man prüfte, berichtete, verwarf, berieth aufs Neue, that nichts von dem, was mit weisem Geiste entworfen war, oder entstellte es so, daß nur der Schatten davon blieb, und so war auch der Plan des Erzherzogs Johann drei Jahre lang aus einer Hand in die andere gegangen, ohne daß man zu Wien über die Art, wie Tyrol in den Operationsplan aufgenommen werden sollte, übereinkommen konnte, bis fast die Katastrophe bei Ulm erfolgte. Am 10. October hatte erst das Land zu den Waffen aufgerufen werden können, und am 14. kapitulirte bekanntlich General Mack bei Ulm mit dem ganzen Heere.

Nichtsdestoweniger geschah in Tyrol mehr, als im ganzen übrigen österreichischen Lande, den Feind vom Herzen der Monarchie zurückzuhalten, so wie ihn, wo er sich zeigte, zu vernichten. Oesterreichs Regierung hatte nicht ohne Ursache die Hoffnung gehegt, daß „die Thätigkeit, Entschlossenheit und Eile, mit welcher das brave Landvolk auf den ersten Ruf an alle nördlichen Pässe vorgerückt war," dazu beitragen würde, den Feind in seinem Siegesfluge aufzuhalten. Bernadotte, welcher am 30. Oct. in Salzburg eingerückt war, sendete sogleich drei Abtheilungen gegen Tyrol. Die eine Schaar, aus Baiern gebildet, kam am 1. Nov. über Reichenhall nach Lofer. Der Paß hier wurde von ihr muthig unter dem General Deroi angegriffen, aber mit großem Muthe und Er=

folge vertheidigt. Mancher Tyroler Scharfschütz hatte zehn Büchsen und fast eben so viel Bursche bei sich, welche letztere immer frisch ladeten, so daß einige wenige solcher Schützen einen nicht fehlenden und weithin tödtlichen Kugelregen verbreiteten. Der Baiern Führer Deroi selbst ward verwundet. Der Erzherzog Johann ergriff, kühn gemacht von solchem Erfolge, die Offensive gegen Salzburg hin, den Feind für seinen Rücken und seine Flanke besorgt zu machen, wozu sich Tyrol so trefflich gegen ein Heer eignet, das längs der Donau stromabwärts operirt. Allein in den nächsten Tagen wendete sich das Kriegsglück. Man hatte auf anderen Orten außerhalb Tyrol zu große Schläge erlitten. In Italien mußte Erzherzog Karl, wenn auch Schritt vor Schritt, den Rückzug antreten. Der Paß Lueg, südlich von Salzburg, wurde von den Franzosen genommen; die Scharnitz wollte Ney erstürmen und wurde zwar am 4. Nov. zurückgeschlagen, dagegen umgingen die Franzosen den Paß Luitasch, und zwar auf einem Fußsteige, den bis dahin nur Gemsenjäger betreten hatten, wahrscheinlich von einem solchen, den ihr Gold erkauft hatte, geführt. Die Scharnitz wurde nun von ihnen im Rücken bedroht und deshalb von ihrem Commandanten, Oberst Swinburn, geräumt. Allein die Versuche dagegen hatten dem Feinde vielen Schaden gethan; Scharfschützen und von oben herabrollende Felsenstücke tödteten manchen wackern Kriegsmann. Am 6. Nov. rückte der Marschall Ney in Innsbruck ein, ohne noch auf großen Widerstand bis dahin

zu treffen. Viele eingefangene Tyroler wurden mit Milde entlassen, wenn sie versprachen, nicht wieder Feindseligkeiten zu üben, denn wohl sah der französische Feldherr, daß hier die Sache nicht so schnell wie auf den Ebenen Schwabens gehe. Das ganze Landvolk stand noch unter den Waffen; von manchem Streifkorps, das aus Innsbruck hinauszog, zu kundschaften, kehrte nicht ein Mann zurück. Die österreichischen Truppen hatten sich auf dem Brenner concentrirt und bildeten, wie Johann es beabsichtigt, den Stützpunkt für die auf allen Bergen zerstreuten Schützen aus dem Landvolke, unter deren Schutze ihre Vorposten bis Telfs, nicht allzuweit vom feindlichen Hauptquartiere, streiften und Posto faßten. Johann suchte die Stellung auf dem Brenner um so fester zu behaupten, da noch so manche zerstreute österreichische Korps ziemlich auf's Ungefähr herumirrten, und er sich mit ihnen zu vereinen suchte, wo sie dann alle eine durch ihre Stellung furchtbare Macht bilden konnten. Ein Angriff, den Ney gegen ihn unternahm, scheiterte ebenfalls. Allein am 6. Nov. hatten die Baiern Kufstein erobert, wo sie den Brenner von der Seite fassen konnten, wenn Ney gegen seine Fronte vordrang. Der Erzherzog zog sich immer weiter zurück. Schon rückten feindliche Korps unter Marmont in Steiermark ein, und da ihm nicht gestattet war, Tyrol als eine große Bergveste zu betrachten, die für sich bestehe, möge um dieselbe sich ereignen, was da wolle, so blieb ihm nun auch nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Am 13. Nov. gab er seine Centralstellung

auf dem Brenner auf, am 14. nahm er zu Sterzing und zu Brunneken von den Tyrolern Abschied. Die Abgeordneten vieler Gemeinen waren da und gaben ihm den Handschlag, für Oesterreich wieder Alles zu wagen, wenn sich ein neuer Hoffnungsstern zeige. Unter ihnen befand sich namentlich auch der Sandwirth Andreas Hofer.

Durch's Pusterthal gelangte er unter tausend Sorgen, Mühen und Verlegenheiten glücklich über Villach nach Klagenfurt (20. Nov.), von da an aber nicht minder glücklich bis Kranichfeld an der Drau, wo er sich mit seinem Bruder, dem Erzherzog Karl, vereinte. Bis Lienz hatte ihn Marschall Ney verfolgt, war aber durch ein österreichisches Korps unter General Rohan abgehalten worden, der bis Botzen schon gekommen war, sich an Johann's Schaaren anzuschließen. Daran nun durch dessen Abmarsch vom Brenner gehindert, schlug er den Weg nach der Brenta ein, wurde aber am 24. Nov. die Waffen zu strecken genöthigt. Ohne Hülfe der Tyroler Landleute würde er nimmermehr solchen Weg haben machen können.

Der Kampf erstickte nun in Tyrol von selbst. Keiner, der gesunden Sinn hatte, konnte im Lande für die Befreiung desselben etwas thun, da alle Aussicht auf Unterstützung rings herum abgeschnitten war und außerdem ja auch noch gar nicht die Rede davon gewesen war, daß sein Verhältniß zum alten Kaiserhause gestört werde. Es verhielt sich, wie in den letzten Feldzügen, wo auch einzelne französische Kolonnen

südlich und nördlich heraufdrangen, der Friede aber, fast unter Wiens Mauern geschlossen, sie wieder entfernte und die Herrschaft des Doppeladlers in alter Macht und Pracht befestigte. Daß jedoch bereits diesmal eine Ahnung in den Gemüthern der Tyroler auftauchte, als könne wohl nach viertehalbhundertjähriger Dauer das alte Band zwischen ihnen und dem Kaiserhause gelöst werden; daß sich darüber Gerüchte und Andeutungen zeitig verbreiteten, geht aus der Vorstellung hervor, welche die Stände Tyrols am 14. Dec. an den Kaiser Franz richteten, und die zunächst a) darauf berechnet war, nicht von seiner Krone getrennt zu werden, dann aber b) wo dieser Schmerz nicht erspart werden könne, doch die Verfassung und Untheilbarkeit Tyrols im Friedensinstrumente aufzunehmen.

Am 26. Dec. 1805 wurde der Preßburger Friede geschlossen und die gefürchtete Trennung trat ein. Im 8. Artikel des Traktats trat der Kaiser Franz II. „die Grafschaft Tyrol, die Fürstenthümer Brixen und Trident, die sieben vorarlbergischen Herrschaften" 2c. ab. Jedoch die heiße, ihm ans Herz gelegte Bitte der Tyroler, am 14. Dec. vorher ausgesprochen, war nicht ganz vergessen worden. Unterm 29. Dec. schrieb der Kaiser an den Gouverneur Tyrols, Grafen von Brandis, daß er die Vorstellung seiner getreuen Tyroler Stände vom 14. Dec. erhalten habe und ihnen hierauf zu erkennen geben lasse:

Wie allerdings der für ihn, den Kaiser, so schmerzliche

Zeitpunkt eingetreten sei, wo gebieterische Umstände es ihm zur Nothwendigkeit gemacht hätten, der Beherrschung des Landes Tyrol zu entsagen, und wie schwer dieses Opfer seinem Herzen gefallen sei, wüßten die biederen Tyroler ohnehin. Er verliere darüber keine Worte, denn sie würden nur die Wunden wieder aufreißen, welche die durch eine Reihe unglücklicher Ereignisse ihm abgenöthigte Trennung von so werthgeschätzten Unterthanen ihm und ihnen geschlagen hätten. Die vielfältigen Beweise von Treue und Anhänglichkeit, welche er während seiner Regierung von dem Lande Tyrol erhalten habe, würden ihm ewig unvergeßlich bleiben. Auch er sei sich bewußt, nichts unterlassen zu haben, was in seinen Kräften stand. In seiner Macht habe es nicht gelegen, die empfindlichsten Stöße abzuwenden, doch habe er es nicht an seiner Vermittelung fehlen lassen, die weitern Wünsche (s. vorh. sub b) zu erfüllen, nämlich, daß das Land ungetheilt bleibe und daß es seine Verfassung beibehalte. Der 8. Artikel des Friedenstraktats werde die Stände hierüber vollkommen beruhigen.

Mit dem Auftrage, diese seine Empfindungen den Ständen so lebhaft, als er sie fühle, zu hinterbringen, verband er noch den, daß der Graf, als Landeschef, das Land in der festgesetzten Frist an den König von Baiern übergeben, das Eigenthum des Landes vom kaiserlichen Aerarium trennen, letzteres aber entweder nach Wien senden, oder vom neuen Landesfürsten ablösen und übernehmen lassen solle.

Der große Riß war geschehen, und getrennt, was vier und ein halbes Jahrhundert hindurch so fest an einander geknüpft hing, daß gar keine Trennung möglich schien! Jene gewaltige Zeit aber hatte alle Ansprüche auf Herz und Glauben aufgegeben; sie kannte

> Nur Linien und Zahlen und die Neigung,
> Die Leiber zu verkaufen und die Seelen;
> Was nah sich war, zu trennen, und zu binden,
> Was fremd sich war und hätte bleiben sollen!

Der einzige Trost, der den Tyroler bei jener Nachricht, die ihm sein ehemaliger Kaiser durch den Gouverneur des Landes unmittelbar und mit dem Tone eines väterlichen Freundes zugehen ließ, bestand darin, „daß Tyrol und Vorarlberg an Baiern mit allen jenen Titeln und Rechten, wie solches Oesterreich besessen, und **nicht anders**" überlassen werde. Indem hier aber alles ausgesprochen worden war, was bei näherer Erwägung doch im Einzelnen Zweifel erregen konnte, mußte sicher Tyrol wenigstens in den Hauptrichtungen letzteres gern genauer erörtert und festgestellt zu sehen wünschen, und auch in Wien übersah man dies nicht. Im Gegentheil ward dem Minister Talleyrand ein spezieller Commentar des 8. Artikels im Preßburger Frieden vorgelegt. Allein der französische Charakter konnte in solche Pedanterei, wie sie ihm erschien, beim Drange der damaligen großen Ereignisse unmöglich eingehen.

Was kümmerte es ihn, welche Vorrechte das kleine Tyrol hatte! Es war ein Stück Land, erobert durch die Krieger seines Herrn, das dieser nun einem seiner verbündeten Fürsten zum Geschenke machen wollte, und dieser konnte dann thun, wie er wollte, doch im Voraus, im Einzelnen, sollten ihm um so weniger die Hände gebunden werden. Wußte er ja selbst noch nicht, was sein Kaiser vielleicht noch für Pläne im Sinne hatte. Damals war Ländertausch so gewöhnlich, daß man als Deutscher zu Bette gehen und als Franzose, oder doch als Bürger des französischen Reichs am nächsten Morgen erwachen und das besitzergreifende Patent an den Straßenecken lesen konnte. Nicht einmal die Uebergabe Tyrols ward in solchem Sinne unmittelbar gestattet. Statt daß sie von österreichischen an baierische Commissarien erfolgt wäre, hatten erstere es mit dem französischen Ordonnateur en chef Villemanzy zu thun, der dann das Land an Baiern übergab, und jene Generalbedingung des Preßburger Friedens dabei gänzlich außer Acht ließ. In dem ganzen Hergange lag wohl allerdings der hinreichende Grund für Baiern, wenn es auf jene Titel und Rechte, wie Oesterreich Tyrol besessen hatte, weniger achtete, als zu seinem eignen Besten gedient hätte. Wir lesen freilich, daß man bei der Besitznahme des Landes den Beamten und dem Volke die bestimmte Versicherung gab, wie an der Verfassung desselben kein Iota verändert werden solle; die Tyroler im Gegentheil würden bei derselben, bei ihren wohlerworbenen Rechten

und Freiheiten kräftigst unterstützt werden, und die Wiederaufnahme ihres Wohlstandes solle ein vorzügliches Augenmerk der Regierung zu München sein. Auch wurde in diese Residenz eine Landesdeputation verfassungsmäßig, also aus allen vier Ständen, einberufen. Allein solche Worte waren wohl um so minder ernstlich gemeint, da in jener Zeit überhaupt, in Baiern insbesondere, ein Centralisationsgeist herrschte, der das Einzelne nur gar zu leicht dem großen Ganzen opferte.

XI.

Tyrol unter der baierischen Administration.

So waren also uralte Bande gelös't! Bedenkt man, wie schwer sich der Einzelne an etwas Neues gewöhnt, wie schwer es selbst dem Gebildeten wird, auch dem neuen Bessern den Vorzug zu geben, so weiß man auch ungefähr, wie schwer es damals allen Völkerschaften wurde, die durch die hin und herschwankende Politik aus einem gesetzlichen Staatsverbande in einen andern übergingen, und wie geraume Zeit es dauerte, ehe sie ihn, selbst wenn er besser und weiser war, schätzen lernten. Was den Tyrolern beschert war, erfuhren auch zwölf Monate später die Hessen. Nun wahrlich, ihr alter, 1806 verjagter Churfürst mit dem steifen Zopfe hatte es nicht um sie verdient, daß sie sich 1809 gegen den neuen Herrscher auflehnten. Die Verfassung, welche sie unter diesem erhalten hatten, war — mochte sie sein, wie sie wollte — doch sicher mehr werth, als die Willkür, mit welcher ihre Söhne nach Amerika an England verkauft worden waren, dort die aufgestandenen Ameri-

kaner zu Knechten zu machen, wie sie und ihre Eltern selbst waren. Nun warum thaten sie es denn also? Weil ihnen ein Fremdling aufgedrungen war und mit ihm fremdes Gesetz, fremde Sitte eingeimpft werden sollte, in welche sie sich, als Ungewohntes, ob es schon dem Princip nach das Bessere war, nicht fügen mochten. Mache man die Anwendung auf dieses alte Bergvolk in Tyrol. Nie trugen diese Landleute, wie wir oben sahen, Verlangen nach einer

— — — — — — Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.
Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar verfolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fortbestanden.

Wenn diese „alte Sitte" von Baiern wirklich ganz unverändert beobachtet worden wäre, so würden sich die Tyroler allmälig in ihr neues Staatsverhältniß gefunden haben. Im Allgemeinen hätte selbst hierzu Zeit gehört, denn sie mußten sich doch daran gewöhnen, statt eines Doppeladlers einen Löwen zu sehen, statt eines Kaisers einen König zu haben, statt weißer Uniformen blaue zu erblicken und was solcher Dinge mehr sind, auf die der Gebildete nicht mehr, wie auf eine Nußschale achtet, die der allen Neuerungen Abholde aber so fürchtet oder mit

Widerwillen betrachtet, wie Gift und Operment. Allein es war in Baiern damals das Zeitalter der Reformen nach allen Richtungen hin. Der Staat, vergrößert, zu größerer Würde gekommen, aus dem alten zerrissenen Reichsverbande tretend, in genauen Verkehr mit Frankreich getreten, konnte bei dem besten Willen wegen der Consolidation, Centralisation, Reformation, welche dem Ganzen nöthig schien, unmöglich den einverleibten neuen Theil desselben, Tyrol, in seiner Eigenthümlichkeit verbleiben lassen, wie es dessen ehrliche Bergbewohner glaubten, wenn ihnen vom Pfarrer oder Schulmeister der achte Artikel des Preßburger Friedens ausgelegt wurde. In großer Menge meinten sie, weil dieser Artikel nicht erfüllt worden war, in vollem Rechte, juristisch wie moralisch, zu sein, wenn sie die Waffen gegen Baierns König ergriffen, weil er sein Versprechen nicht gehalten habe, und sie also auch nicht die gelobte Treue zu halten schuldig wären.

Gleich die Art, wie Baiern Besitz vom neuen Lande nahm, war nicht in der alten hergebrachten, nur bei den letzten Thronveränderungen aus Noth verletzten, aber deshalb nicht aufgegebenen Form. Es hätte auf dem alten Schlosse Tyrol hergebrachtermaßen ein offener Landtag zusammenkommen und Baiern von ihm die Erbhuldigung empfangen, so wie gegentheils das feierliche Versprechen gegeben werden müssen, das Land bei seinen Freiheiten und Rechten zu schützen und zu lassen, wie sie von jeher bestanden oder neuvermehrt worden waren.

Allein viel schlimmer war es, daß das Land zu Baiern sich in einer ganz andern Stellung befand, als die frühere zu Oesterreich gewesen war. In einem so großen Staate, wie das letztere ist, kamen die Einkünfte aus dem armen Berglande so wenig in Betracht, daß sie fast nur Sache der Provinz selbst blieben, wenigstens was die Abgaben betraf. Auch von Rekrutenstellung blieb es verschont, insofern nur ein Jägerregiment verlangt wurde, das in der Heimath selbst diente. Das Habsburger Haus begnügte sich mit der militärischen Wichtigkeit dieser Pässe, welche es auf die wohlfeilste und sicherste Weise zu seiner Verfügung hatte.

Ganz anders gestaltete sich dieses Verhältniß Tyrols zu Baiern. Hier mußte es aus dem finanziellen Gesichtspunkte angesehen werden, denn Baiern war ein kleines Königreich; es hatte große Opfer an Menschen und Geld gebracht, um dahin zu gelangen; es hatte Würzburg geben müssen, Tyrol zu erhalten, und die Einkünfte, welche jenes ehemalige Bisthum gewährte, konnten nicht entbehrt werden.

In Folge jener übereilten Reformen- und Centralisationstendenz begann gleich das Jahr 1807 für Tyrol entscheidend bittere Früchte zu tragen, an welche sein Gaumen nie gewöhnt gewesen war. Die Abgaben sollten überall gleichförmig sein, keine besonderen landschaftlichen Steuerkassen ferner existiren. „Die eigene Erhebung und Verrechnung der Staatsauflagen,“ besagte das am 8. Jun. erschienene Patent, „gehöre nicht zum Wesen einer Verfassung; sie sei

nur als eine Verrückung der Scheidewand zwischen den Gewalten zu betrachten." Und so wurden die bisherigen abgesonderten Kassen überall aufgehoben. München enthielt die zu Einnahme wie Ausgabe nöthigen Behörden für's ganze Land. Noch schlimmer gestaltete sich aber mit einem Schlage der Verkehr in Tyrol. Oesterreichs schlechtes Kupfergeld, seine fast werthlos gewordenen Bankozettel wurden mit einem Male außer Kurs gesetzt oder, was die Scheidemünze betraf, auf den halben Werth reducirt. Die Maßregel mochte gut gemeint sein, aber sie drückte Oesterreich, den Nachbar, und reizte diesen, denn zu ihm wanderte das verrufene Kupfer und Papier; noch mehr zunächst lähmte sie den Verkehr und griff in das Eigenthum der Tyroler. Wer seiner Meinung nach so viel Baarschaften hatte, sah sich nun die Hälfte derselben mit einem Federstriche, wie er glaubte, entrissen, und es half ihm nichts, daß von München aus Alles geschah, baare Geldsorten daselbst in Umlauf zu bringen.

Ganz nach französischer Art wurde das Municipalwesen so wenig geachtet, daß selbst die Fonds der Communen nicht unangetastet blieben, sondern die Baarschaften nach München wanderten, um zu ganz andern Zwecken verwendet zu werden; eine Maßregel, welche noch viel mehr verwundete, als die allmälig entstehende Reihe neuer Auflagen, von welchen Tyrol früher nichts gewußt hatte. Noch war Tyrol kein Jahr in Baierns Verbande und schon zeigten sich in seinen Thälern Spuren von Widersetzlichkeit; schon glimmte hier

ein Feuer, dessen Ausbruch über kurz oder lang furchtbare Verheerung anrichten konnte. Den redendsten Beweis davon in jener Zeitperiode giebt eine königl. baierische Proclamation, datirt Innsbruck den 20. Nov. 1807. Der König bat darin seine Tyroler Unterthanen, „den falschen Ausstreuungen der Aufwiegler keinen Glauben beizumessen, daß die Religion solle ausgerottet, die Priester unterdrückt, die Kirchen ausgeplündert und die Altäre zerstört werden &c." Es zeigt diese Urkunde, daß man das Volk von einer Seite bearbeitete, die ihm noch näher am Herzen lag, als der Geldbeutel: von Seiten der Art, wie es die Religion dort aufgefaßt hat, und worüber wir in einem frühern Abschnitte mehr mitgetheilt haben.

Allein wenn dieser Beweggrund auch nicht in den Gemüthern der gebildetern Tyroler Anklang finden konnte, deren Zahl hier freilich nicht bedeutend war, so mußten auch diese durch die schwierige Ausgleichung der österreichischen und baierischen gegenseitigen Staatsforderungen immer mehr veranlaßt werden, das liebgewordene Alte auf Kosten des ungewohnten Neuen zu rühmen. Oesterreich hatte angeblich große Forderungen, die noch an die Fonds oder Corporationen von der Zeit des Friedens her zu machen seien. Was es dagegen während des Krieges im Lande etwa zu bezahlen verpflichtet gewesen wäre, wollte es bei den erstern nicht in Anrechnung bringen lassen, denn Tyrol, behauptete es, sei nur in Folge des Krieges und mit den ihn begleitenden Umständen abgetreten worden. Viele reiche oder wohlhabende Be-

wohner wurden so von jeder Partei hingehalten und geriethen in unverschuldete Dürftigkeit.

Das Jahr 1808 brachte für Baiern noch neue große Staatsreformen, und Tyrol, der neue Theil desselben, wurde in gleichem Schritte mit zu gehen genöthigt. Das Königreich wurde neu eingetheilt; Alles, was sich an bisherigen hohen Landesstellen vorfand, aufgehoben. Das Gubernium unterm „goldnen Dachl" in Innsbruck, die Kreisämter Tyrols und Vorarlbergs hatten ein Ende. Vom 1. Oct. an herrschten überall im Lande neue Generalkommissaire, die mit großer Gewalt ausgerüstet, viel Aehnliches mit einem französischen Präfekten hatten, unmittelbar dem Staatsministerium untergeordnet waren und demnach eigentlich überall den allmächtigen Montgelas repräsentirten, mochte nun von höherer Polizei, Aufsicht über Kirchen und Schulen, Militäraushebung oder von Marsch- und Verpflegungs- und Einquartierungsgegenständen, von Landwirthschaft und Fabrikation die Rede sein. Ein französischer Präfekt muß sich um Alles dies bekümmern; eben so lag es damals einem solchen Generalkommissair ob, der deshalb auch stets im Namen des Königs ausfertigte.

Ja selbst der Name Tyrol sollte noch in diesem Jahre verschwinden, um — im nächsten desto glänzender in der Geschichte zu strahlen. Die neuen General-Kreiskommissaire setzten auch neue Kreise voraus und so war durch ein Edikt vom 21. Jun. bereits Baiern in funfzehn Kreise ge-

theilt worden, wovon drei — der Inn-, Eisack- und Etschkreis — das südliche Baiern bildeten, denn Südbaiern, nicht mehr Tyrol, sollte das Gebirgsland heißen, welches Italien von Deutschland trennt, und um diese neue Eintheilung in's Werk zu setzen, waren bereits alle landschaftlichen Korporationen, die bisherigen Deputirtenausschüsse oder Versammlungen aufgehoben. Die Abteien, einen ganzen Stand bildend, hatten den Anfang machen müssen.

Eine am 1. Mai 1808 dem Gesammtlande gegebene Verfassung konnte das nach seiner Ansicht so gebeugte Tyrol um so weniger zufrieden stellen, da dieselbe gerade das aussprach, was ihm so verhaßt war: ein und dasselbe Steuersystem für das ganze Königreich; Aufhebung aller besondern Verfassungen, Privilegien, Erbämter und landschaftlichen Korporationen der einzelnen Provinzen und — allgemeine Militärconscription, ein Schreckenswort für alle jungen Tyroler, die gern auf ihren Bergen den Stutzen zuführen bereit waren, aber nicht unter der Fuchtel eines Korporals und in dem Gamaschendienste stehen wollten.

Noch im nämlichen Jahre fanden nun einige der wohlgemeintesten Reformen statt: bei der Universität in Innsbruck, welche eine viel freiere Verfassung erhielt, als unter dem in dergleichen Dingen ängstlich besorgten Oesterreich. Der Professor sollte nicht mehr seine Hefte ablesen, wie es bisher geschehen war; er konnte seine Lehrbücher wählen, statt daß sie ihm bisher von Wien aus vorgeschrieben wurden. Im

gleichen, an sich höchst wohlthätigen Sinne wurde selbst die Existenz der Nonnenklöster berücksichtigt. Jede Nonne konnte aus dem Kloster treten und mit Erlaubniß des Generalkommissairs ihre Pension verzehren, wo sie wollte; die Klöster selbst waren dem Aussterben gewidmet; Novizen sollten nicht mehr aufgenommen werden. Der Chorgesang ward abgeschafft; jeder Nonne stand es frei, sich einen Beichtvater zu wählen, mit ihren Verwandten am Sprachgitter sich ohne Zeugen zu unterhalten, und alle Klöster sollten jährlich einmal visitirt, alle Nonnen einzeln aber vernommen werden, ob sie Beschwerden über die im Kloster obwaltende Disciplin anzubringen hätten. Grund zu diesen Verfügungen war in Menge da; man hatte in München schauderhafte Dinge über die Mißhandlungen entdeckt, welche in Klöstern verübt wurden. Aber selbst im katholischen Baiern überhaupt waren solche Neuerungen verhaßt oder doch mit Mißtrauen betrachtet, wie hätten sie in dem bigotten Tyrol Beifall finden können! Wo Priester auf's Volk wirken können, wie es hier gesinnt war, mußte jede solche Neuerung um so bedenklicher scheinen. Oesterreich galt jetzt doppelt in jedem Herzen, denn an dergleichen Einzelnheiten hatte es nie gedacht!

XII.

Die baierischen Beamten.

Die Verstimmung und der Mißmuth der Tyroler nahm unter solchen Umständen mit jedem Tage zu, so daß sie selbst in München kein Geheimniß war. Der König Maximilian, eben so redlich als gutmüthig, suchte ihr in Allem entgegenzuarbeiten, sofern nur nicht die Hauptsache berührt ward, und vermochte eben dadurch nichts zu erzielen. Erklärungen, in solchem Sinne erlassen, konnten unmöglich bei einem Völkchen wirken, das nun einmal am Alten, an den Sitten, Rechten und Gewohnheiten der Väter hing und sie alle schnurstracks durchkreuzt sah, indem ihm noch ungleich mehr abverlangt wurde, als vorher, denn als 1809 die österreichische Regierungsbehörde zurückgekehrt war, konnte sie nicht umhin, um dem Volke einen reellen Beweis zu geben, wie Alles wieder nach alter kaiserlicher Art und Huld werden sollte, gleich acht neue Auflagen abzuschaffen, die mit dem baierischen Regimente eingeführt worden waren. Da gab es ein Stempelgefälle, welches von den Tyrolern schon einmal in

Bausch und Bogen abgekauft worden war; einen Fleisch-aufschlag, ein Familienschutzgeld, ein Weggeld-surrogat für Pferde, Maulthiere und Zugochsen, Klassen- und Gewerbs-Patentgelder, einen Zoll auf das Vieh, das zur Weide nach Italien oder umgekehrt aus letzterm nach Tyrol gesendet ward, Soldatensubsistenzgelder, Extrasteuern für Durchmärsche, kurz acht neue Auflagen, welche alle erst im August 1808 bis April 1809 eingeführt worden waren, weil Baiern zu große Anstrengungen machen mußte, in dem neuen Range eines Königreichs zu erscheinen, und die Zeit zu kriegerisch war, das große Heer zu mindern. Man hatte 1808 die Tyroler durch ein großes Scheibenschießen versöhnen oder gewinnen wollen, das am 27. Mai in München gegeben wurde. Der beste Schütze sollte 200 Dukaten erhalten, und die besten nach ihm 50, 30, 20 Dukaten. Aber „die Hoffnung, seinen Monarchen zu sehen und zu begrüßen", wie die Münchner Zeitungen meldeten, lockte den Bauer so wenig aus seinen Thälern, als diese großen Preise. Der Mißmuth war gar zu groß.

Wenn jedoch alle jene Umwandlungen in das Jahrhunderte lang bestandene Volksleben tiefe Einschnitte, und solche Finanzmaßregeln Eingriffe ins Privateigenthum machten, so mußten jene und diese noch in viel höherm Maße empfunden werden, weil die baierischen Beamten ihre Pflicht meist mit einer schonungslosen, despotischen Härte übten, um so des Beifalls ihres obersten Meisters, des Ministers v. Montgelas,

sicher zu werden. Die Generalkommissaire, die neuen Präfekten des Landes, hätten gerade hier am vorsichtigsten und schonendsten auftreten sollen, waren aber selbst am unbesonnensten. So berichtete man z. B. vom Generalkommissair des Illerkreises, welchem Vorarlberg einverleibt war, das früher einen Theil Tyrols machte oder doch aufs Genaueste mit ihm zusammenhing, daß er in Folge eines Weibergezänkes, entstanden durch die Conscription, einen lächerlichen Windmühlenkampf begonnen habe. Er rückte nämlich in größter Eile, umringt von einem starken Commando, mit aufgepflanztem Bajonnett und brennenden Lunten im Sturmschritt in Bregenz ein, wo Niemand den seltsamen Besuch sich erklären konnte und erst von dem sein sollenden Aufstande Etwas erfuhr, als auf einer Bühne unter Trompeten- und Paukenschall die Amnestie des ungeheuren Frevels verkündet wurde. Großmüthig zog der Held dann wieder ab, die Kosten dem Orte in solidum aufbürdend.

Namentlich trug solche Härte und Prahlerei der Generalkommissaire dazu bei, alle kirchlichen Neuerungen und die Conscription verhaßt zu machen. Die Fürstbischöfe von Trient und Chur wurden deportirt; gleiches Geschick hatten viele Geistliche; andere solche kamen gar in's Gefängniß, und zwar wohl selbst gefesselt. Sicher mag die Ursache solcher Handlungsweise gegen sie nicht aus der Luft gegriffen worden sein, denn wer kennt nicht die halsstarrige Opposition so vieler Kleriker der katholischen Kirche, wo es sich um die geringste

Verbesserung im Kirchenwesen handelt; aber nirgends mußte schonender dabei vorgeschritten werden, als hier, wo wir das Volk in einem Grade bigott sehen, wie er damals nur etwa in Spanien gefunden wurde. Und daß man von Seiten der Behörden gerade in dem Augenblicke solche Maßregeln durchsetzen wollte, wo schon in Oesterreich ein schwarzes Ungewitter drohend aufzog, hieß die Unbesonnenheit am weitesten treiben.

Besonders zeichneten sich vier solcher höhern baierischen Staatsdiener aus, auf deren Rechnung Hormayr den schnellen Verlust Tyrols, die schimpfliche Kapitulation von Baierns Truppen und alles das Unglück setzt, welches Baiern in dem schrecklichen Kriege 1809 erfuhr. Es waren, ihm zufolge, der Generalkommissair des Etschkreises, Graf Welsberg, der Oberst Dittfurt, die Kreisdirektoren Mieg und Hofstetten. Letzterer zeichnete sich durch höchst unsittlichen Lebenswandel, Prahlerei und Unwissenheit aus, daß er als Kreishauptmann im Pusterthale bereits allgemeinen Haß erregt hatte. Eine Buhldirne begleitete ihn und theilte alle seine Geheimnisse. An der Spitze eines Bataillons erstürmte er das Kapuzinerkloster zu Meran, und steigerte so den Volkshaß aufs Höchste.

Sein College Mieg besaß einen größern Geist, mehr Thätigkeit, anerkannte Rechtlichkeit, aber auch ungebührliche Strenge. Indem er von 1799 bis 1805 Gesandtschaftssekretair des baierischen Hofes in Wien gewesen war, hatte der baierische Gesandte von Grafenreuth durch unaufhörliche

Winke und falsche Berichte zu der feindseligen Stimmung beider Höfe gegen einander wesentlich beigetragen, und diesem seinen Herrn gleichgesinnt, kam er nun nach Tyrol, wo Alles für Oesterreich glühte, das ihm so verhaßt war.

Graf Welsberg hatte, so lange Oesterreich im Besitze des Landes gewesen war, schon eine wichtige Rolle gespielt: die des Präsidenten in Trient. Bei der Uebergabe an Baiern aber trat er in dessen Dienste, weil ihm die erste Stelle im Etschkreise zugesichert wurde, und dann zeigte er sich gerade dermaßen gegen die Tyroler Sinnesweise erbittert, daß er sich bei der Deportation des Fürstbischofs von Trient und der übrigen widerspenstigen Kleriker das Commandeurkreuz des baierischen Kronenordens erwarb, der Krone desselben aber gerade am meisten schadete. Besonders geschah dies im Anfange des Jahres 1809. Im Thale Fleims, das dem Hochstift von Trient nur durch Verträge unterworfen war und einst nebst Feltre mit Venedig in die Schranken zu treten gewagt hatte, brachte die Rekrutirung lebhafte Auftritte zu Wege. Der Oberstlieutenant Dittfurt rückte mit einem Commando ein, solchen Frevel zu züchtigen, und that es, nach Hormayr's Angaben, mit wahrer Unmenschlichkeit; aber die Sache war ihm dermaßen leicht und schnell geglückt, daß er in München, wohin er gleich selbst die Nachricht brachte, den Rang eines Obersten erhielt, und ihm voller Glauben beigemessen wurde, als er versicherte, „daß er mit seinem Regimente und einem Paar Eskadrons das ganze Lumpenvolk im Zaume hal-

ten wolle.“ Graf Welsberg spielte nun bei jenen Auftritten in Fleims eine fast noch viel abscheulichere Rolle, als Dittfurt selbst. Dieser brachte nämlich mehrere Gefangene nach Trient, und der Erstere, statt sie zu behalten, sie mit Schonung zu behandeln, lieber als Verirrte statt als Schuldige zu betrachten, oder sie doch nur höchstens nach München zu senden, lieferte sie der italienischen Regierung aus, indem er ihre Schuld durch eine bis ins Kleinste gehende Relation so gräßlich darstellte, daß die härteste Gefangenschaft ihr Loos blieb. Späterhin, als der Aufstand in Tyrol ausbrach, war er die Ursache, daß zwei Bauern aus demselben Thale in Trient erschossen wurden, weil man sie mit den Waffen in der Hand ergriffen hatte, und diese Barbarei trat bei ihm um so frappanter hervor, da er, früher in österreichischem Staatsdienste, gerade von 1795 bis 1805 an der Spitze der Tyroler Landesvertheidigungsanstalten gestanden hatte, so daß er, in solchen Widerspruch doch etwas Einklang zu bringen, jene grausame Hinrichtung nicht anders zu rechtfertigen wußte, als: „unter Oesterreich habe die Selbstvertheidigung eine Pflicht scheinen können.“ In Trient rückten bald nach dieser Scene die österreichischen Truppen (21. April) ein, und er setzte nun seinem Verfahren die Krone auf. Erst so barbarisch, zeigte er sich nun um so feiger. Er weinte wie ein Kind, erbot sich zu allen möglichen Verräthereien, bethätigte dies Anerbieten, indem er alle Stellungen und Listen der im Lande befindlichen französischen und baierischen Truppen mit-

theilte, und sah sich dennoch, wie recht und billig, mit Verachtung zurückgewiesen.

Wie in solcher Art die höchsten Beamten handelten, so beeilten sich auch die Subalternen, nicht zurückzubleiben. Wegen großer und kleiner Rückstände wurde von ihnen der Landmann gepfändet, Haus und Hof, Vieh und Alles, was er sein theures Erbtheil nannte, im Wege der Versteigerung um jeden Preis hingegeben, oder höchstens bekam der Arme Frist, wenn er den hartherzigen Einnehmer bestechen konnte. Die Wuth des Volkes äußerte sich späterhin auf die fühlbarste Weise gegen solche Quälgeister. Ein Einnehmer in Stams hatte oft geschworen, „daß er die Bauern noch dahin bringen würde, Heu zu fressen." Bald kam er in den Fall, diese Kost zu versuchen, denn als er bei dem entbrannten Aufstande den Insurgenten in die Hände gerathen war, nöthigte man ihn, auf dem Markte eine tüchtige Portion davon zu sich zu nehmen, und er war froh, um diesen Preis aller andern Unbilden quitt zu werden, welche so manche seiner Collegen hohen und niedern Ranges erfahren mußten. Der Landmann äußerte seinen Unwillen gegen solche Unterbeamten bei jeder Gelegenheit. Als der König auf seiner Rückreise von Mailand, wo er mit der ganzen Familie am Hofe des Schwiegersohnes, Eugens, des Vicekönigs, gewesen war, einmal mit einem solchen zusammenkam, sagte dieser ganz offen: „Er, der König, sei wohl ein guter und trefflicher Herr, aber seine Schreiber seien nichts nütze."

XIII.

Verbindungen Tyrols mit Oesterreich.

Als Oesterreich 1805 den verhängnißvollen Preßburger Frieden schloß, worin es Tyrol abgetreten hatte, konnte vielleicht der gutmüthige Kaiser Franz I. den festen Willen haben, ihn zu halten; allein sein Kabinet war sicher nur der Meinung, daß hier wenig mehr als ein Waffenstillstand herrsche, den man auf unbestimmte Zeit geschlossen habe, um ihn, so bald es nöthig schiene, wieder aufzukündigen. Das Jahr 1806 würde sich dazu am besten geeignet haben, denn im Kampfe mit Preußen gab Napoleon den Rücken blos. Jedoch die Wunden, welche den Finanzen geschlagen waren, und das mangelnde Kriegsmaterial, das ganz desorganisirte Heer, der Groll, daß Preußen im Herbste vorher den Marsch Bernadotte's durch Anspach und Baireuth gestattet hatte, die darauf begründete Schadenfreude, es nun auch gedemüthigt zu sehen, so wie endlich auch wohl die persönliche Friedensliebe Franz I. hielt das Schwert noch in der Scheide.

1807 dagegen rüstete es sich schon im Stillen, und würde, wenn die Schlacht von Friedland ein zweites Eylau geworden wäre, wohl ohne Weiteres losgeschlagen haben. Bereits aber nahm nun das diplomatische freundschaftliche Benehmen von dem Tilsiter Frieden an zwischen dem Wiener und Pariser Hofe dermaßen ab, daß bei der berühmten Zusammenkunft Napoleon's mit Alexander I. zu Erfurt Ersterer, Napoleon, sich auf's Bitterste äußerte, indem er auf einen Brief des Kaisers Franz I. zur Antwort gab, „daß die österreichische Monarchie das, was sie wäre, nur durch ihn, Napoleon, und sein Wohlgefallen sei."

Solche Demüthigungen kann kein nur einigermaßen auf Ehre haltender Staat länger tragen, als gerade nöthig ist, sich zu rüsten, um sie zu rächen. Der Krieg in Spanien, welcher inzwischen einen so furchtbaren Charakter annahm, schien der beste Augenblick zu sein, wo man das Verlorene wieder gewinnen könne. Man hatte es in Paris kein Hehl mehr, welche Gesinnungen in Wien vorherrschten. Alle spanischen Schmähschriften gegen den französischen Kaiser hatten dort freien Kurs; alle Siegesnachrichten der Spanier, wahr oder erdichtet, fanden Aufnahme in den dortigen Blättern, kurz, man benahm sich so, daß es fast unmöglich gewesen wäre, zurückzutreten, wenn man auch das Geschehene bereut hätte.

„So wie aber", sagt Hormayr *), „im Winter von 1808

*) Taschenb. f. vaterl. Geschichte. 1839. S. 24 u. 25.

auf 1809 der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich unvermeidlich war, konnte auch Niemand erwarten, daß der Schlüssel Italiens, Deutschlands und der Schweiz, daß das Tyrolische Hochgebirg insularisch vom Kriegstheater exscindirt bleiben, daß Oesterreich die dort schlummernden mächtigen Triebfedern nicht ebenso benutzen würde, wie Bonaparte es überall versucht und in Polen mit dem größten Erfolge vollbracht hatte. Auf physische Uebermacht über den bis dahin sieggekrönten Herrn der Welt konnte Oesterreich unmöglich rechnen; darum galt es moralische Kräfte mit in die Wagschale zu legen; es galt die Begeisterung der Nationen zu wecken und zu erhalten; es galt, durch erbitterten Gebirgs- und Volkskrieg Klumpen von Hindernissen in des Siegers Laufbahn, in seinen Rücken, in seine Flanken zu rollen."

Als sich die österreichischen Truppen 1805 aus dem Lande entfernten, sahen wir, wie der Sandwirth Hofer und der Erzherzog Johann gegenseitig sich den Handschlag darauf gaben, bei der ersten besten Gelegenheit wieder Eins zu werden, Alles zu thun und zu wagen, was dem Hause Oesterreich wieder zum Besitze dieses trefflichen Schildes verhelfen könnte. In Folge jener Stimmung des Wiener Kabinets, dem der Preßburger Friede nur ein abgenöthigter Waffenstillstand schien; in Folge jenes, theils von der Noth, theils von verkehrten oder nicht erwogenen Ansichten der Organisation des neuen Landes erzeugten Geistes des Ungehorsams, der Unzu-

friedenheit im ganzen Tyrol, hatte daher ununterbrochen ein genauer Verkehr mit dem Kaiserhause stattgefunden, dessen Mittelpunkt der Erzherzog Johann war. In dem Augenblicke, wo der spanische Volkskrieg recht entbrannte, gestalteten sich diese Verbindungen um so lebhafter, ernsthafter und dessenungeachtet immer vom tiefsten Geheimnisse verdeckt. Einer der geheimen Boten lös'te den andern beim Erzherzog Johann fast ab und manche folgten ihm auf seinen Reisen nach Salzburg und Innerösterreich. Es war bereits die Zeit da, welche jener Tyroler Bauer prophezeiht hatte, als er bei dem Scheibenschießen den besten Preis nebst den blau und weiß geschmückten Ehrenfahnen gewonnen hatte. „Nun," fragte man ihn, „nicht wahr, diese blaue und weiße baierische Nationalfarbe nimmt sich schöner aus, als das Schwarz und Gelb der Oesterreicher?"

„O ja," antwortete er eben so beißend, als scheinbar unschuldig. „Die Farbe ist schön, aber was wetten wir: sie dauert nicht in der Länge; sie steht ab; das Blaue wird mit der Zeit wieder schwarz und das Weiße gelb."

Schon am Ende des Januar 1809 kamen bereits mehrere Abgeordnete von Tyroler Gemeinen nach Wien, unter ihnen der Sandwirth Hofer aus Passeyer, um die Stimmung des Hofes zu erforschen, die Klagen des Landes Tyrol vorzubringen und den festen Vorsatz zu erneuern, für das Kaiserhaus, wie für sich selbst, Alles zu wagen. Sie baten dann um Munition, Geld und Truppen, die ihnen zur Unterstützung

dienen konnten. Die Abgeordneten hatten beim Erzherzog Johann eine feierliche Audienz, der bereits zum Befehlshaber einer Armee bestimmt war, welche Italien und Tyrol zum Ziel hatte. Hormayr, der schon mit den Boten früher mehrmals verkehrt hatte, erhielt namentlich auch den Auftrag, mit diesen Abgeordneten insgeheim zu berathen, und einen Plan zu entwerfen, wie das Land von den Baiern befreit werden könne, wie die vorhandenen Streitkräfte der Gegner überfallen und vernichtet oder gefangen genommen werden könnten, auf welche Art man Munition hinschaffen müsse, wie der Aufstand im ganzen Lande so vorzubereiten sei, daß er an einem Tage, einer Stunde fast überall erwache, wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel falle, die von ihm Betroffenen aber um so mehr lähme, je weniger sie ihn erwarteten. Zugleich rechnete man schon darauf, daß solch' ein außerordentliches Schauspiel in ganz Deutschland Wiederhall finden werde, wo, wie wir in den frühern Abschnitten sahen, ein stilles Feuer an mehreren Orten unter der Asche glühte.

Joseph Freiherr von Hormayr war mehr als ein Anderer der Mann dazu, solchen umfassenden Plan mit den vertrauten Abgeordneten Tyrols zu entwerfen. Er rühmte sich mit ihnen desselben Vaterlandes. Sein Großvater, geboren 1705 zu Innsbruck, hatte daselbst bereits viel in den höchsten Administrationsstellen gewirkt, und Tyrol gedenkt noch seiner dankbar, weil es ihm alle frühern vortrefflichen Kunststraßen zu einer Zeit verdankte, wo berühmte Länder,

wie Sachsen und Preußen, kaum eine Ahnung davon hatten, daß man eine feste gerade Straße anlegen könne. Er war es, der sich in Oesterreich zuerst gegen den Gebrauch der Folter erklärte, dagegen aber machte er sich auch in Tyrol durch die Unterstützung verdient, welche er dortigen Künstlern und Gelehrten erwies. So lebte zu seiner Zeit ein schon von uns genannter Bauer, Peter Anich, im Dorfe Ober-Perfuß, den die Natur zum Mathematiker, zum Geodäten so bestimmt hatte, daß seine Werke noch heute, sowohl an sich, wie als Erzeugnisse eines Landmannes, die Bewunderung Vieler erregen, und seine kleine Hütte noch von manchem Reisenden besucht wird. Seine Karten, die er von Tyrol fertigte, dienten allen spätern zur Grundlage; die von ihm gearbeiteten Globen waren so groß, daß sie nicht zur Thüre herausgebracht werden konnten. Den einen vom Himmel vollendete er 1756, und in den drei folgenden Jahren brachte er die Erdkugel zu Stande. Wie die Chaldäer war er zu solcher Wissenschaft gekommen; wenn er die fromme Heerde weidete, trieb ihn der Geist, Erd' und Himmel zu betrachten. Erst, als er 28 Jahre zählte, nahmen sich die Jesuiten seiner etwas an; allein er wollte nie anders wie als Landmann leben und starb auch so. Ihn nun munterte der genannte Großvater unsres Hormayr, wie jeden talentvollen Tyroler, kräftig auf, und das prächtige Grabmal, welches ihm die Kaiserin Maria Theresia setzen ließ, entstand vermuthlich auf seinen Betrieb. Er starb 1778. Der Enkel desselben, unser J. v. Hormayr, kam ebenfalls zu

Innsbruck 1781 auf die Welt, und zeichnete sich schon sehr früh durch ungemeine Geistesgaben aus. Er war im Stande, 10 — 12,000 Verse vor= und rückwärts und ganze Klassiker zu recitiren; historische Ereignisse, Namen und Jahreszahlen standen ihm in erstaunlicher Menge zu Gebote; die Geschichte, besonders die von Tyrol, zog ihn in der frühesten Jugend an, aber schon im achten Jahre schrieb er eine kleine Geschichte von Baiern, und seine erste historische Arbeit, welche gedruckt wurde, eine Geschichte der Herzoge von Meran, wurde im dreizehnten vollendet. So mit außerordentlichen Gaben ausgerüstet, bezog er die Universität Innsbruck (1794), sich der juristischen höhern Laufbahn zu widmen, beschäftigte sich, im Staatsdienste angestellt (1797), zugleich sehr mit der Geschichte Tyrols, über welche er eine Menge Dokumente entdeckte, und diente in den Jahren 1799 und 1800 in der Tyroler Landwehr, als diese damals den Feinden wiederum entgegen stand, daß er selbst vom jüngsten Hauptmann zum Major avancirte und mit dem in diesem Kampfe bereits ebenfalls thätigen General Chasteler genaue Bekanntschaft knüpfte. Im Jahre 1807 ward er endlich in Wien selbst beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, indem ihm die Sektion Deutschland zufiel, und schnell erwarb er sich hierbei das Vertrauen der mächtigen damaligen Minister von Stadion und Cobenzl, indem er aber nimmer hierbei das Land seiner Väter aus den Augen verlor, im Gegentheil bald Tyroler Almanache, bald Beiträge zu einer Geschichte Tyrols und

manches Aehnliche schrieb. Beim Preßburger Friedensschlusse war er ebenfalls beschäftigt gewesen, und während er in den nächsten Jahren sich vornehmlich als Gelehrter bemerkbar machte, weil damals sein „Oesterreichischer Plutarch" großen Beifall fand, zeigte er sich vorzüglich auch als einen der erbittertsten Feinde des französischen Kaisers, den er auch noch, als er schon lange auf Helena schmachtete, grimmig zu schmähen pflegte. „Achtzehn Jahre lang kennt und verflucht die Welt den Namen Bonaparte's!" sagt er z. B. in seiner Geschichte Andr. Hofers, 1817, S. 20, und mag sich jetzt manchmal gewundert haben, wenn er jenen Fluch zu einer Apotheose hat werden sehen. Namentlich arbeitete er damals in Wien und um die Zeit, wovon wir jetzt sprechen, redlich daran, Alles, was über die Ereignisse Spaniens gegen Napoleon Böses und Nachtheiliges zu sagen war, recht schnell und grell ins Publikum zu bringen. Auch die Gefangennehmung des Papstes bot hier zur Bearbeitung für recht bigotte Katholiken Stoff in Menge. Genug, man sieht, daß die Ernennung desselben zum Intendanten Tyrols einer der geeignetsten Schritte war, der von ihm eingeleiteten Insurrektion daselbst Seel' und Leben einzuhauchen. Einen Mann, bekannter mit den Eigenthümlichkeiten des Landes, mit Haß erfüllter gegen die französische Herrschaft, vertrauter mit dem Administrationsfache, erfahrner im Umgange mit dem Landmanne wie mit jedem Hochgestellten, konnte das Wiener Kabinet unmöglich finden. Wenn der Erfolg späterhin sich nicht

so gestaltete, wie man gehofft haben mag, sein Name in Tyrol jetzt selbst fast geächtet sein soll, so mag hier, wie in so vielen Dingen, zum Theil der Ausgang der That Gepräge, nicht ihren Werth bezeichnen.

Hormayr verkehrte mit den Abgeordneten zur Nachtzeit und entwarf mit ihnen einen Plan zur Befreiung des Landes, der bis in die kleinsten Umstände ausgearbeitet war. Es war im Januar; zwei Monate verstrichen noch, ehe er zur Ausführung kam. Die Verbindungen gingen vom äußersten Norden bis Roveredo, von Osten nach Westen hinüber, und dennoch blieb Alles verborgen, wie wenn es in der Brust eines Einzigen verschlossen gewesen wäre. Unter Allem, was der Freiheitskampf dieses Bergvolkes bietet, dünkt sicher einem Jeden dies als etwas besonders Hervorzuhebendes, und nur der Aufstand der jungen Polen in Warschau 1830 bietet ein Beispiel dazu, den Bund der drei Männer nicht zu vergessen, welche einst im Rütli der Schweizer Freiheit zu retten geschworen hatten.

Aus elf Punkten war Hormayr's Plan zusammengesetzt und alle elf glückten, bis auf einen einzigen, der die Einnahme der Festung Kuffstein betraf; allein diese mißlang nicht durch die fehlerhaft gemachte Disposition, sondern durch die Eifersucht des Feldmarschall-Lieutenants Jellachich. In der Stadt Kuffstein hatte man die nöthigen Verständnisse angeknüpft, eine große Menge muthiger Landleute waren bereit, unter einem in den früheren Kriegen er-

probten Anführer, Namens Sieberer, die Festung zu überfallen, indem man ihren Kommandanten, Major Aigner, und seinen Artillerieoberlieutenant in einem Bierhause aufzuheben und zugleich die Brücke zwischen Stadt und Festung wegzunehmen hoffte. Allein dieser so im Detail berechnete Streich, welcher dem Ausbruche der Feindseligkeiten um zwei Tage vorausgehen sollte, wurde von dem genannten General nicht genehmigt, denn er sei älterer Feldmarschalllieutenant, sagte er, und gehöre zur großen, nicht zu der Armee von Innerösterreich. Die Einnahme der Festung war um so leichter zu hoffen, da sie sich nicht im besten Zustande befand, als sie vom französischen Gesandten Andreossy bei der Rückkehr von Wien nach Paris im März besucht worden war.

XIV.

Andreas Hofer und sein Thal.

Indem wir uns bereits dem Augenblicke nähern, wo der große umfassende Plan einer Insurrektion zur Verwirklichung kommen sollte, wie sie, die darin Eingeweihten ausgenommen, wohl Niemand in Deutschland, ja in Europa geahnet hätte, werden wir nun daher zu dem Manne geführt, welcher die Seele des ganzen Unternehmens bis zum letzten traurigen Ausgange desselben sein sollte, ohne daß ihm gerade ausgezeichnete Talente zu Gebote gestanden hätten.

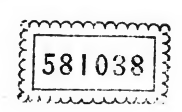
Ziemlich in der Mitte Tyrols, zwischen Meran, dessen Reize wir oben zu schildern suchten, und einem hohen Berge, der Jaufen genannt, liegt ein Thal — das der Passeyr — unbeschreiblich und malerisch zugleich. Keine Fahrstraße führt hinein; nur ein Wanderer oder ein Saumroß betritt es. Das Flüßchen, die Passeyr, vom Eise des Oetzberges herabkommend, sich der Etsch zuwendend, ist ein wilder Gesell, der das Thal mit Gerölle von Steinen und Sand, wenn er Alles überschwemmt, unfruchtbar und unbenutzbar gemacht

hat. Nicht Viele wagten es, sich hier anzusiedeln, denn auch die steil und hoch hinanstrebenden Seitenwände des Thales sind schrecklich zerrissen. Von ihrem Gipfel herab ergießen sich nicht selten Schlammströme, hier **Kellerlahn** genannt, gebildet von Lehmlagern, wenn sie Regen und Schnee aufgelös't hat; aber mit einer Wuth toben sie herab, als wenn der Vesuv seine Lava herabgießt. Wie diese oft den fliehenden Wanderer gleich einem feurigen Drachen verfolgte und ihn ereilte, so traf sich's auch bisweilen, daß die Kellerlahn den Hirten und seine Heerde verschlang. Allein der Mensch, welcher der Lava trotzt, in ihrer Nähe den Weinstock zu bauen, bot auch dem rauschenden Bergstrome des Jaufen und diesen Schlamm= oder Lehmströmen Trotz, und so entstanden so manche Burgen, welche noch den Wanderer von ferne einladen, Kirchen und Kapellen, die mit ihrem Glöcklein zum Gebete rufen, und Bauerhäuser, mit herabhängenden Gärten, umringt von Wiesen, von kleinen Stücken Ackerfeld. Mehr oder weniger stehen sie alle in Gefahr, einmal von reißenden Schlammströmen vernichtet zu werden, wie die Dörfer am Fuße des Vesuvs von der Lava. Wo nur **Etwas** Erde dem Fleiße zu lohnen verspricht, hat dieser die Hand angelegt. Gerade aber, wie die Lava des Vesuvs allmälig den besten, fruchtbarsten Boden bildet, so entsteht auch aus der **Kellerlahn** die trefflichste Dammerde. Wer Tyrol durchwanderte, weiß, daß es hier Felder giebt, die kaum eine Metze Gerste oder einen halben Scheffel Kartoffeln tragen,

kaum die Größe eines kleinen Zimmers haben, und dennoch von der einen oder der andern Frucht bedeckt sind. Dunkler Föhrenwald, wundersam gestaltete Felsen, vollenden das eigenthümliche Bild dieses Herzens von Tyrol, das in der ältesten Zeit schon eine wichtige Rolle spielte.

Die von uns gezeichnete Margarethe Maultasch begünstigte die kräftigen Bewohner dieses Thales in ganz vorzüglicher Art. Ihre Lieblingsburgen lagen alle in der Nähe desselben. Drei Brüder, die Goldecker genannt, von Geburt leibeigen, erhielten Befreiung von Gerichtszwang, Frohnen, Abgaben, reiche Geschenke und zugleich als Freisassen von Goldeck auf den Landtagen eine lange geltende Stimme. Noch wenige Tage vor der Uebergabe ihres Landes an Oesterreich, im Januar 1363, schenkte sie den Bewohnern des Passeyrer Thales das Weiderecht auf beiden Ufern der Etsch bis da, wo die Eisack hineinfällt, und legte so den Grund zu dem Pferdehandel, der hier im Thale vornehmlich gediehen ist, und auch ein Nebenerwerb von Andreas Hofer war. In gleicher Begünstigung verlieh sie ihnen unbedingte persönliche Freiheit innerhalb der Marken von Trient und Brixen, nur zur Bedingung machend, daß ihr die Bewohner des Thales über den Jaufenberg Salz, Wildpret und Wein zuführten, im Felde aber als erste Kämmerer um sie sein möchten.

Die Bewohner dieses so eigenthümlich von der Natur ausgestatteten Thales werden als besonders rührig, kraftvoll, ernst, aber auch als etwas mißtrauisch und roh geschildert.





JOSEPH SPECKBACHER.

Leipzig, durch ... Verlag

DER MARSCHALL LEFEVRE WILL DAS STÄDTCHEN RATTENBERG

verbrennen lassen

Leipzig, durch Binders Kunst-Verlag

In jedem Falle gilt bei der abgesonderten Lage ihres Thales Alles, was sich über die Anhänglichkeit der Tyroler aus hergebrachter Neigung zur Frömmigkeit u. s. f. sagen läßt, nur noch in höherm Grade. So starr und unbeweglich hier ihre Berge sind, so starr und unveränderlich sind auch ihre Begriffe und Gewohnheiten.

Eines Menschen Leben wird in diesem Thale, nach Lewald's Versicherungen, nicht hoch angeschlagen. Jedermann kennt die Scene aus Schiller's Wilhelm Tell, wo die Armgart dem stolzen Landvogt zu Füßen fällt, um die Befreiung ihres Gatten flehend, den er ins Gefängniß hat werfen lassen. Es ist

— — — — — — ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
Der überm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den schroffen Felsenwänden
Wohin das Vieh sich nicht getraut, zu steigen.

Und wohl kann der Stallmeister des Landvogts hierbei ausrufen:

Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt' Euch, gebt ihn los, den armen Mann.
Was er auch Schweres mag verbrochen haben,
Strafe genug ist sein entsetzlich Handwerk.

Nun dieses Handwerk treibt hier so Mancher auch. Um einen kleinen Grasfleck auf schwindelnder Höhe am schrecklichsten Abgrunde zu mähen, setzt jeder Mähder, d. h. Mäher, sein Leben aufs Spiel, wenn er auch kaum so viel Gras ge-

winnt, als einer Kuh zu einem Futter dient. An Seilen werden solche Wagehälse hinaufgezogen, daß sie oft reihenweise an den schroffen Klippen hängen, und von unten an gesehen, zappelnden Dohlen gleichen. Stürzt einmal Einer herab, so macht es lange nicht das Aufsehen, wie wenn bei uns ein Maurer oder Zimmermann dies Unglück auf seinem Gerüste hat. „Er ist zu Tode geschippen oder gescheipt!" sagt man alsdann von ihm, als wenn es gar nichts Besonderes wäre. Viel mehr wird im Gegentheil ein Stück Vieh bedauert, wenn es so das Leben verliert. Eine Kuh erregt dann das Mitleid des Eigenthümers, wie die Theilnahme der ganzen Gemeine.

Sonst ward das ganze Thal wenig besucht. Selbst als Lewald erst vor einigen Jahren im kleinen Orte St. Martin war, machte er die Erfahrung, daß die ganze in Folge des Sonntags versammelte Menge ihn und seine Reisegefährten so anglotzte und, ohne ein Wort zu sagen, betrachtete, als hätte sie noch nie einen andern Menschen gesehen. „Es war die reinste Neugier, das starrste Staunen, die sich in ihrem ganzen Wesen kundgaben und sich Alten und Jungen mitgetheilt hatten. Nicht anders konnten die wilden Ihsulaner ausgesehen haben, als ihnen Columbus die erste Visite machte." Mag auch dieser Berichterstatter in fröhlicher Laune die Farbe etwas stark aufgetragen haben, so bleibt doch immer so viel übrig, daß die Leute damals wenig Fremde sahen. Eine Cigarre war ihnen noch nie vorgekommen, und setzte die Leb-

los scheinende Gruppe zuerst in volle Bewegung, so wie sie endlich dadurch Sprache gewann.

In diesem engen fernen Felsenthale nun ward (22. Nov.) 1767 der Mann geboren, der das Vertrauen seines ganzen Volkes in einer der schwierigsten und eigenthümlichsten Lagen wie durch ein Zauberwort gewinnen sollte. Sein Vater war, wie er selbst späterhin, ein Wirth; das Wirthshaus selbst liegt im ödesten Theile des Thales, eine halbe Stunde vom Dorfe St. Martin nach Norden, südöstlich eben so weit vom Dörfchen St. Leonhard. Wegen des nahen Bergbaches, der Passeyr, muß Alles, Wohnhaus, Gärtchen, Stallung, mit einer starken Mauer gegen ihre Verheerungen gesichert werden, und da die Erde ringsherum nichts als unfruchtbaren Sand bietet, so hieß der Wirth ganz natürlich von jeher der Sandwirth, das Wirthshaus aber auf dem Sande, an dem Sande. Selten fanden sich in dem Wirthshause trinklustige Gäste ein, denn der Tyroler zieht Wirthshäuser vor, wo eine Kirche nahe ist; noch seltener kamen Fremde hin, und von jeher war der Sandwirth genöthigt gewesen, noch ein Nebengeschäft zu treiben, was gewöhnlich auf Pferdehandel oder Waarentransport über den Jaufen hinauslief. Immer viel, daß der junge Andreas Hofer in dieser Einöde in jener Zeit, wo der Unterricht aller Orten äußerst dürftig war, doch eine bessere Ausbildung erhielt, als tausend andere junge Tyroler; er lernte lesen, schreiben und rechnen, wenn auch alle diese Elemente nur bis zu einem dürftigen Grade, so daß,

wie wir sehen werden, an orthographisch richtiges Lesen und Schreiben nicht zu denken war. Auch gut; er würde mit Proklamationen, mit Anreden in reinem Deutsch nimmermehr auf die Herzen und Gemüther seiner Landsleute gewirkt haben.

Obschon der junge Sandwirth Andreas Hofer so wenig ein reicher Mann genannt werden konnte, wie je einer seiner Vorfahren, die seit undenklichen Zeiten am Ufer des reißenden Bergwassers hier gehaus't hatten, so fehlte es ihm doch nicht an Gelegenheit, sich in Dingen, welche Tyrol betrafen, schon frühzeitig das Vertrauen der Thalbewohner zu erwerben, sei es nun, daß seine Stellung als Wirth — wovon weiter unten —, oder natürliche Beredsamkeit, oder jene bessere Ausbildung, wenn auch noch so dürftig nach unsern Begriffen, dazu beigetragen hatten. Der Erste, welcher sich in Tyrols Verfässung einen Eingriff erlaubte, war bekanntlich Joseph II. Die Stände Tyrols traten zu einem Landtage in Innsbruck zusammen; Hofer erschien hier zum erstenmale als Abgeordneter des Passeyerthales und spielte bei den stürmischen Auftritten, die Joseph II. veranlaßt hatte, eine nicht unbedeutende, wenn auch nicht näher bezeichnete Rolle. Wir können uns wohl vorstellen, daß hier nur von allen Abgeordneten des Landes das von Alters Hergebrachte und Verbriefte als Grund gegen alle Neuerungen des raschen Kaisers Joseph II. geltend gemacht wurde. Der junge Erzherzog Franz, nachher Tyrols Liebling, als er Kaiser geworden war, vermittelte zwischen

dem aufgeregten Völkchen und seinem Onkel, daß dieser in der That durch Nachgeben den beginnenden Sturm stillte. Des Letztern bald nachher erfolgter früher Tod zerstreute vollends alle noch etwa übrig gebliebenen Besorgnisse.

Andreas Hofer hatte sich um diese Zeit mit Anna Gertraud Ladurner verheirathet, die bis zu ihrem Ende, durch den tragischen Tod ihres Gatten in Europa bekannt geworden, oft Besuche von den vornehmsten Reisenden erhielt. Er lebte mit ihr in der glücklichsten Ehe, und strebte danach, seine vier ihm geborenen Kinder, einen Sohn und drei Töchter, auf ehrliche Weise zu nähren, indem er am Jaufen noch ein zweites Wirthshaus zu Beherbergung von Maulthiertreibern hielt, und bald nach Italien, bald nach Norden hin Pferde-, Wein- und Kornhandel trieb, so daß er nach einigen Angaben sich ein ziemliches Vermögen, sowie eine ausgebreitete Bekanntschaft und den Ruf eines rechtschaffenen und verständigen Mannes erwarb. Nach andern Angaben, wie z. B. Lewald dies wissen will, war er zwar allerdings lange als rechtschaffener Mann bekannt, aber „wegen seiner Armuth und seines herumziehenden Lebens stand er nicht in besonderem Ansehen.“ Auch einen Hang zu mancherlei Sonderbarkeiten zeigte er früh. So stammte sein großer stattlicher Bart, der ihm nach Italien hin den Beinamen des Barbone gegeben hatte, aus einer Wette her, zu welcher er ein Jahr nach seiner Verheirathung genöthigt ward. Als er einst mit einigen Freunden fröhlich und wohlgemuth aß und trank, erschien ein Bettler mit einem unge-

mein langen Barte, und einer der Freunde neckte den jungen Ehemann.

„Möchtest Du Dir wohl auch den Bart so lang wachsen lassen?“ fragte er.

„Warum nicht!“ sagte Hofer.

„Ach, das darfst Du gar nicht, Andre'l!“ hieß es. „Das würde Deine Frau nicht leiden!“

So sehr Hofer dem jungen Weibe zugethan war, so wenig wollte er sich nachsagen lassen, daß er unter ihrem Befehle stehe, und so erwiederte er hitzig:

„Meine Frau, die hat mir nichts zu befehlen! Was gilt die Wette? So laß ich ihn stehen bis künftiges Jahr um diese Zeit!“

„Zwei Stück Ochsen!“ rief der Gegner. Hofer schlug ein, hielt das Wort und behielt den ihm liebgewordenen Bart bis an's Ende.

Aber auch sonst zeichnete er sich in seinem Aeußern aus. Er trug, ganz der Sitte der Passeyrer entgegen, die wie alle Bewohner der verschiedenen Thäler, auch mancherlei Eigenthümliches im Kostüm haben, einen grünen Rock; ebenso grüne Hosenträger, statt der hier gewöhnlichen ledernen, und daran ein Muttergottesbild als Amulett. Bis zum vierzigsten Jahre erregte er, nach Lewald, nicht die geringste Aufmerksamkeit, und quälte und mühte sich ab, sich und die Seinigen ehrlich durchzubringen, „bis ihn die Politik sich zum Opfer erkor.“ Wir wundern uns, wie der sonst so besonnene

Lewald dies schreiben konnte, ohne genügende Beweise oder nur Wahrscheinlichkeitsgründe beizubringen. Wie hätte denn die Politik gerade auf den Gedanken kommen sollen, sich diesen Mann zum Opfer zu erkiesen? O nein! Die Sache steht anders. Bereits 1796 war der Sandwirth als Hauptmann der Passeyrer Schützen gegen die Franzosen nach dem Gardasee hingezogen und in den folgenden Jahren war er in gleicher Art thätig. Ausgezeichnetes von seinen Streifereien finden wir allerdings nicht berichtet; wenn er sie aber als Hauptmann befehligte, so ergiebt sich daraus, daß er die Aufmerksamkeit seiner Landsleute erregt haben mußte, denn der Tyroler ernannte durch Stimmenmehrheit eben so gut seine Abgeordneten zum Landtage, wie seine Hauptleute im Felde. Wie er 1805 vom Erzherzog Johann Abschied nahm, haben wir bei Erzählung der Vorfälle aus jenem Jahre mitgetheilt und also auch da gesehen, daß Andreas Hofer ein Mann sein mußte, den man mehr als viele andere für geeignet hielt, mit vornehmen Herren zu sprechen, das Beste des Landes zu vertreten und ihnen an's Herz zu legen. Nun und nimmermehr hatte ihn also die Politik „zu ihrem Opfer" erwählen können, als er 1809 in Wien bei dem Erzherzog Johann die Abschiedsstunde von 1805 in Erinnerung brachte und dann mit J. Hormayr den Plan besprach, der Tyrol von der Fremdherrschaft so schnell befreien sollte, wie es nur eine sicilianische Vesper hätte thun können.

XV.

Andreas Hofer's Verkehr mit anderen Freunden, das Vaterland zu befreien. Die Wirthe in Tyrol.

Als Hofer in Wien Alles hinreichend besprochen hatte, kehrte er über Salzburg in sein Thal zurück, zu dessen Commandanten er bereits ernannt worden war. Bereits in Salzburg aber besprach er sich mit gar manchen Freunden, welche dahin beschieden worden waren. Aus dem Pinzgau, dem Brixenthale, dem Zillerthale waren sie hierhergekommen, um in den Gemächern des Schwagers von Hormayr, des Kassenkontroleurs Stolz, minder zu berathen, als zu erfahren, wie Alles stehe, was und wie Alles geschehen solle. In dem Wirthshause zu St. Johann rastete er dann zum zweitenmale, um mit anderen Vaterlandsfreunden in gleicher Weise zu verkehren. In Hall kam er mit dem bald nachher so berühmt werdenden Speckbacher zusammen, und ein Wirth in der Schupfen, oder der Schupfenwirth genannt, am Schönberg bei Innsbruck, Etschmann geheißen, übernahm dann von ihm den gefährlichen Auftrag, das Geheimniß von

Wirthshaus zu Wirthshaus, aus einem Thale in's andre, von einem Berge zum andern zu fördern. Viele Wirthe haben in dieser Zeit ihren Namen der Nachwelt rühmlich zu vererben gewußt; von keinem ist er mit Schande auf diese übergegangen. Eisenstecken, Seeger, Madek, Gruber, Mahnberger, Scheemer, Diettrich, Willi, Etschmann, Jäger, Steele, Zauner, Holer, Wurzer, Ferdinand Fischer, Stöckel, zwei Stecher, Linder, Senn, bildeten jeder einen Ring an einer unsichtbaren Kette, die durch das ganze Land lief. Die damaligen Zeitungsschreiber konnten sich solches Räthsel, als es kein Geheimniß mehr zu bewahren gab, nicht anders erklären, als daß die Wirthe gegen Baiern in Folge einer strengen polizeilichen Aufsicht und einer neuen Auflage erbittert gewesen wären. Man kannte das Land Tyrol viel zu wenig, um auf andere Gründe zu denken. Mag auch allerdings bei manchen diese beengende Aufsicht und die neue, als eine Ungerechtigkeit dastehende Auflage dazu beigetragen haben, sie dem gefährlichen Verkehre geneigt zu machen, so konnte Beides doch nur als ein entfernter Nebengrund wirken. Die Haupthebel lagen in ganz anderen Dingen. Zuerst hatte Hormayr in dem von ihm mit Hofer und seinen Freunden beredeten Plane gleich festgesetzt, daß jedes Wirthshaus gleichsam ein Schilderhaus und Sturmesglocke für Tyrol würde, und er war, gleich den Abgeordneten desselben, doch zu gut mit ihnen bekannt, um ihnen nur Muth in Folge einer Abgabe und Polizeitaxe zuzutrauen. Einestheils ließ sich

die Sache schon gar nicht anders machen. Das Wirthshaus ist in Tyrol so ziemlich der große Sprech- und Berathungssaal aller Männer. Außer dem Wirthshause hätten sie nur auf den Alpen oder in den Kirchen sich berathen können. Jene konnten im Februar nicht dazu dienen, und in diesen ließen sich nicht Frauen und Kinder entfernen. Es blieb also nur das Wirthshaus. Hierzu kam noch, daß es in keinem Wirthshause auffiel, wenn auch noch so viele Landleute zusammenkamen, während keine Alpe erstiegen werden konnte, die nicht einen zufällig auch dahin wandernden Späher fürchten ließ.

Dann aber bilden gar viele Wirthe in Tyrol einen ganz andern Stand, als auf unseren Dörfern. Viele von ihnen rühmen sich, daß der Gasthof in ihrem Geschlechte seit undenklicher Zeit fortgeerbt sei. So war der Großvater des Wirths zu St. Gilgen, auf dem Wege von Salzburg nach Tyrol, bereits Gastwirth, wie es jetzt der Sohn ist. Viele von ihnen sind reich. Der Wirth in dem bekannten Lofer, dessen Schluchten am 12. Mai 1809 gegen die Baiern und Franzosen so beharrlich vertheidigt wurden, ist der reichste Mann im ganzen Orte. Die weidebedeckten Berge rings herum gehören ihm, die Heerden, welche darauf weiden, gehören ihm, das große Mauthgebäude im Orte, seinem Gasthofe gegenüber, gehört ihm, ein schönes, glänzendes Gebäude am Abhange eines Berges gehört ihm, damit er in der Nacht, fern und ungestört vom Toben der Gäste, ruhig schlafen kann.

Und solcher Beispiele findet man in Menge, daß man sagen könnte, die Wirthe bilden hier eine Art Bauernadel, der durch Reichthum und langjährigen Familienbesitz in Ansehen steht, im Rathe der Gemeine aber eine wichtige Stimme hat. Viele von diesen Wirthen waren aber auch dem Kaiserhause noch durch alte Erinnerung mit Leib und Seele zugethan. Es hatte einmal ein Kaiser das Nachtquartier hier genommen. Ein großer, gelb und schwarzer, oft das ganze erste Stockwerk bedeckender Doppeladler verkündete nun dies große Ereigniß von Kind zu Kindeskind, und kaum lernt es reden, als man ihm dasselbe immer und immer wieder vorsagt. Noch sind andere Wirthe zugleich Postmeister. Wer hätte also bessere Gelegenheit gehabt, auf die schnellste und unverdächtigste Weise Nachrichten zu befördern? Bei ihnen konnte dann auf ebenso verdachtlose Weise Alles, was zu Unterhaltung von Roß und Mann, und was an Waffen, an Pulver und Blei nöthig war, zusammengebracht, niedergelegt und verwahrt werden.

Auch Hofer's Wirthshaus am Sande der wilden Passeyr ward nun fleißiger besucht, als je, seitdem seine Familie hier gehaus't hatte, und eigentlich war es der Mittelpunkt der Verschwörung, wie das enge Thal hier gleichsam das Herz Tyrols ist. Man ließ sich von ihm erzählen, was und wie in jenen Nächten zu Wien verhandelt worden sei, und Hofer's natürliche Beredsamkeit suchte auf alle Freunde, wie verabredet war, dahin zu wirken, daß der Aufstand nicht vor-

eilig, d. h. nicht eher beginne, bis Oesterreich den Krieg selbst begonnen habe.

Je mehr Oesterreich mit letzterem zögerte, desto mehr war allerdings auch das Geheimniß in Gefahr, verrathen zu werden. Ein unbesonnenes Wort, ein zufällig verborgener Horcher, ein einziger Verräther unter so vielen Theilnehmern, die man fast nach Tausenden zählen konnte, machte Alles, was geschehen, unnütz und setzte die Freiheit der Verschworenen auf's Spiel. Wirklich war dies einigemal der Fall. So waren fast an der Grenze von Nordtyrol, in Arams, als die Conscription vorgenommen wurde, Mehrere, die sich gewaltsam widersetzten und deshalb verhaftet wurden, in Gefahr, es mit dem Leben zu büßen. Auch sie gehörten zu dem großen Bunde und einer oder der andere konnte nun leicht, durch Mittheilung des wichtigen Geheimnisses, das Leben zu erhalten suchen. Allein einige der mit der Untersuchung beauftragten Beamten waren entweder schon selbst in Oesterreichs Solde, oder zu gutmüthig; sie suchten nach einem Vorwande, die Schuldigen zu entlassen, andere statt ihrer zur Verantwortung zu ziehen, die nicht zum Bunde gehörten, und die ganze Sache dem Kriegsgerichte zu entnehmen, es in den gewöhnlichen Rechtsgang zu leiten, der langsam genug war, Oesterreichs Adler wieder über Tyrol schweben zu sehen.

Gefährlicher stand es, als der Kaffeewirth Nössing in

Botzen unbehutsam geschwatzt hatte. Ein Banquier Graff daselbst, in den Jahren 1796 und 1797 durch Geldbeiträge als Patriot berühmt geworden, als Lieferant 1805 für die italienisch-österreichische Armee thätig, hielt es, nach Hormayr, eben so sehr mit Wien wie mit München, und zeigte demnach des Kaffeewirths unbesonnene Reden beim Generalkommissariate in Brixen an. Der Angeschuldigte erfuhr es noch zeitig genug, um sich in die schneebedeckten Berge retten zu können, wo er fünf Wochen eine Stunde von Botzen in einer Hütte zubrachte. Auch Hofer und einige Andere folgten seinem Beispiele. Allein die baierischen Behörden schienen von Blindheit überfallen. Der ganze Boden war ein Vulkan, und dennoch blieb die alte Zuversicht, die große Rücksichtslosigkeit, die unbesonnene Ausführung von Maßregeln, welche jeden Tyroler zum Widerstande reizten. Späterhin behauptete man baierischer Seits allerdings, „es wohl gesehen zu haben, wie die Verschwörung immer allgemeiner, immer reifer werde, so wie der Ausbruch des Kriegs immer näher gerückt sei. Keine der Triebfedern sei der Regierung unbekannt, kein Schleifweg verborgen geblieben. Es habe aber nicht in den Plänen des unsterblichen Helden (Napoleon) gelegen, den Krieg in Tyrol zu eröffnen, und die königlich baierische Regierung alle Anstalten getroffen gehabt, bei Erklärung des Krieges, die sie nach völkerrechtlicher Sitte hätte erwarten dürfen, selbst die wenigen Truppen, die sie in Tyrol hatte, aus diesem Lande herauszuziehen und dasselbe auf einige Mo-

nate zu räumen." *) Die geringe Zahl der baierischen Truppen in Tyrol in jener Zeitperiode giebt dieser Bemerkung auch einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit, denn sie betrug nur etwa 4000 Mann, welche auf mehrere einzelne Punkte vertheilt waren. Allein wenn man in München von den Gaskonaden des Obersten v. Dittfurt überzeugt war, der sich gerühmt hatte, mit einer Handvoll Truppen das ganze Land im Zaume zu halten, wenn man diese Gaskonade mit den späteren Militärbefehlen zusammenhält, welche ohne alle Kenntniß des Landes und seiner Bewohner von Innsbruck aus ergingen, und endlich sich vorstellt, daß Tyrol jedes Heer, das längs der Donau operirt, in der Flanke faßt und mithin stets von militärischer Bedeutung bleibt, wenn es auch nicht zum Schauplatze des Kriegs unmittelbar dienen soll, so läßt sich auch nicht denken, daß man baierischer Seits die Fäden der Verschwörung gekannt und es absichtlich unterlassen habe, sie zu durchschneiden. Die alltäglichste Klugheit würde gelehrt haben, solche Dinge nicht selbst gehen zu lassen.

Hofer war in diesem kritischen Augenblicke vom Intendanten v. Hormayr als die feste Säule ausersehen worden, um welche sich alle Vertheidiger sammeln sollten. Dazu eignete er sich, was die Gestalt betraf, vortrefflich. Auf solche Bergbewohner würde eine kleine, schwächliche Figur unmög-

*) Geschichte der Deport. d. K. B. Civilbeamten rc. I. S. 3. 1810.

lich haben Eindruck machen und ihr Vertrauen gewinnen können. Hofer dagegen, eben ein und vierzig Jahre alt, trat wie ein Herkules umher, sobald man die etwas gebogenen Kniee und die nach vorwärts neigende Haltung abrechnete, die, beides Folge des Bergsteigens, hier gewöhnlich sind: Seine weiche, angenehme Stimme, seine fromme Demuth, seine strenge, auch äußerlich an den Tag gelegte Religiosität würden ihn keinem französischen Heere empfohlen haben; allein desto mehr eignete er sich für seine Landsleute, die eben so viel von der heiligen Jungfrau oder anderen Heiligen, wie von ihren Stutzen erwarteten. Die kleinen Sonderbarkeiten, deren wir oben gedachten, hatten ihn im ganzen Lande bereits bekannt gemacht. Den breitschultrigen Mann im schwarzen, großen Hute mit breiter Krempe, lange schwarze herabhängende Bänder daran, darauf eine gekrümmte schwarze Feder; den Mann mit breitem, schwarzen, eingelegten Gürtel um den Leib, in kurzen schwarzen Beinkleidern, bald schwarzen, bald rothen Strümpfen, die selten in Stiefeln, meist in dickbesohlten Schuhen getragen wurden, kannte bereits jeder Tyroler. Und der Mann war in Wien gewesen; beim Erzherzog Johann hatte er so gnädige Aufnahme gefunden! Alles hatte man mit ihm besprochen! Wo ließ sich in Tyrol einer finden, der ihm hätte können das Vertrauen streitig machen, das seine Redlichkeit, die Wärme, mit welcher er sich stets seit 1790 auf dem Landtage in Innsbruck der Volksrechte annahm, die Auszeichnung 1805 im Hauptquartier des Erzher-

zogs Johann und jetzt wieder in der Hofburg zu Wien, ihm erworben hatte?

In anderer Hinsicht eignete er sich freilich nicht zum Haupte eines so wichtigen Unternehmens. Obschon noch im kräftigsten Mannesalter, zeigte er doch einen Hang zur Bequemlichkeit, zur Ruhe, zum Wohlleben, welcher ihn selten mit Entschlossenheit handeln ließ. Hormayr, dessen Schilderung freilich mit Vorsicht aufgenommen werden muß, da er ihn in der That zu einer Puppe herabsetzt, deren Fäden er selbst lenkte, behauptet, daß er langsam im Auffassen, langsam und unentschlossen im Handeln, vertrauend, sich hingebend, nicht ausharrend, nicht zuverläßlich, für jedwede Zuflüsterung empfänglich, jeder Schmeichelei zugänglich, verzagt im Unglück, schwindelnd im Glück gewesen sei. Zu heftigen Maßregeln ließ er sich eben so schnell hinreißen, als er sie wieder zurücknahm, wenn sein gutes Herz oder eine andere Darstellung der Sache den ersten Eindruck überwunden hatte; denn meistens kam es bei ihm darauf an, wie man ihm die Sache vortrug. Wer auf sein Herz wirkte, hatte gewonnenes Spiel. An persönlichem Muthe fehlte es ihm nicht. Wenigstens war er sicher nicht darin in den früheren Jahren hinter seinen Landsleuten zurückgeblieben, sonst hätte er unmöglich zu ihrem Hauptmann ernannt werden können. 1809 jedoch hat er davon am wenigsten wahrnehmen lassen, wie wir im Verlaufe unserer Darstellung sehen werden. Nun ist zwar seine Stellung zum Ganzen eine Entschuldigung dafür,

allein auch in Entwürfen auf Märsche und Bewegungen, in Benutzung des Bodens, wie sie der angeborne Blick, die Kenntniß der Berge und Thäler, diktiren mag, ließ sich nichts von ihm rühmen. Im Gegentheil sah er oft den Gang des Treffens nicht einmal im Freien mit an, sondern pflegte des Leibes hinter dem Tische in einem Wirthshause. Wie schon gesagt wurde, muß man alle diese Andeutungen Hormayr's mit großer Vorsicht hinnehmen, aber im Allgemeinen sind sie gegründet, denn Bartholdy, der drei Jahre früher als Hormayr schrieb, ebenfalls an Ort und Stelle seine Nachrichten sammelte, und nicht die entfernteste Ursache hatte, den Helden der Tyroler zu verkleinern, behauptet doch auch: „Er war ein rechtschaffener, uneigennütziger Mann und besaß die Kunst, die Anhänglichkeit der Leute leicht zu gewinnen und zu erhalten. — Zu militärischen Angelegenheiten zeigte er nicht das Gute, welches der Kapuziner oder Speckbacher an den Tag legten. In Gefechten kommandirte er aus ziemlicher Entfernung und hinter der Fronte, nicht wie die meisten Hauptleute an der Spitze oder unter den Schützen. Blos am 29. Mai, auf dem Berge Isel, sah man ihn eine halbe Stunde im Handgemenge." *)

*) A. a. O. S. 65.

XVI.

Warum ward Hofer das Haupt der Insurrektion? — Teimer. — Speckbacher. —

Schon jenes natürliche vorwaltende Phlegma mußte bei Andreas Hofer, sollte man denken, ein Haupthinderniß sein, ein so gewaltiges Unternehmen zu leiten. Es ging so weit, daß er sich nicht gern von seinen — übrigens sehr beschränkten — Tafelfreuden trennte, wenn selbst die Gefahr noch so dräute. Im Anfange des August wäre er dadurch fast den feindlichen Truppen in die Hände gefallen; ihre Eklaireurs sprengten bereits in Sterzingen die Straße herab, als er noch bei Tische saß und sich nur durch das Hintergebäude seiner Wohnung kümmerlich ohne Hut zu retten suchen mußte.

Fragen muß man daher wohl, warum gerade auch im österreichischen Hauptquartiere so viel darauf gesehen wurde, ihn an die Spitze der ganzen Insurrektion zu stellen, da wir Männer kennen lernen, die, wie Teimer, und namentlich Speckbacher und der Kapuziner Haspinger, in der That an Thätigkeit, Muth, Umsicht, Entschlossenheit, Unverdrossenheit ihm weit

überlegen waren. Daß die Tyroler von ihm alles Heil erwarteten, begreift man wohl, weil sie mehr auf seine Gestalt und alten Ruf, und seine Stellung zum Hause Oesterreich rc. sahen. Aber warum Letzteres in ihm nur das Werkzeug seiner Pläne hier erblickte, leuchtet weniger ein. Hormayr behauptet, und wohl nicht mit Unrecht, daß er hiervon die wesentliche Ursache gewesen sei. Als Intendant, d. h. als der Mann, welcher die ganze Verwaltung und Bewaffnung des Landes zu leiten haben sollte, mußte ihm daran liegen, einen Gehülfen zu finden, einen Mittler, ein Werkzeug, wodurch Allem ein Schein der Popularität gegeben werden könnte, was in der einen oder der andern Art geschehen sollte. Noch wußte man im österreichischen Hauptquartiere selbst nicht, wie Tyrol angesehen werden solle, wenn der Gang des Kriegs eine unglückliche Wendung nähme; ob es dann als geräumt oder als eine große Bergveste zu behandeln sei, die für sich bestehe, worauf Erzherzog Johann vornehmlich stets gedrungen hatte. Für einen solchen Wechsel des Kriegsglücks, der leider nur zu bald eintrat, scheint der Freiherr gewünscht zu haben, die Sache auf die Schultern eines Mannes zu wälzen, der das allgemeine Vertrauen des Volkes besaß und sich gern zum Werkzeug hergab, indem er vom Schein der Macht und Herrlichkeit geblendet ward. Ein anderer Grund war, durch eine Persönlichkeit, wie die des gutmüthigen Hofer, den Geist des wilden Kampfes selbst in den Schranken der Menschlichkeit zu halten. „Für solche Krisen," sagt er, „durfte das

Volk schlechterdings nicht in den Händen eines Enragé sein, um so schlimmer, je mehr Scharfblick, Schnellkraft und selbstständigen Ehrgeiz er besessen hätte. Gegen den schwachen, langsamen, kindlichen Hofer durfte man sicher sein, extreme Schritte entweder ganz zu vermeiden, oder doch die Zeit zu gewinnen, ihnen zuvor zu kommen, durch ihn auch die Gesinnungen, die Wünsche, die Arrière-pensées der übrigen Häupter zu erforschen, und waren sie widrig, zu verzögern, zu lähmen, zu vereiteln."

Aus diesen Gründen ward Hofer erkoren. Er sollte ein Schrecken, oder, wie Hormayr sich ausdrückt, ein Popanz für den Feind, ein Idol für seine Landsleute sein. Darum ward er planmäßig immer mehr vergöttert, so daß „der gute Mann endlich zu schwindeln und selber anfing, sich für etwas Außerordentliches zu halten, seine Gedanken nicht mehr so ganz für blos irdisch zu halten, steif und fest an die Göttlichkeit seiner Sendung zu glauben" u. s. f.

Insofern war allerdings der redliche, arglose Mann, falls es unglücklich ging, ein Opfer der Politik, die — eigensüchtig, wie sie ist — nach Werkzeugen sucht, unbekümmert, was aus denselben wird, wenn man auf sie zu verzichten genöthigt wird.

Mit ungleich größerem Rechte würde der Major Martin Teimer, wenn es auf Talente ankam, zum Oberhaupte der Insurrektion getaugt haben. Aber ihm fehlte jene Popularität, jenes Vertrauen, jene Achtung, die sich der schlichte

Sandwirth im Laufe seines Lebens längst erworben hatte. Er war am 14. August 1778 zu Schlanders im Vintschgau geboren; voll Jugendkraft, kräftig, kühn und unverzagt. Er war der Sohn eines armen Tagelöhners, hatte aber auf der Schule in Innsbruck, wenn gleich in den drückendsten Verhältnissen, einen tüchtigern Grund gelegt, als es Hofer je in seinem wilden Thale vermocht hatte. In dem Kriege 1796 diente er im Tyroler Landsturm mit großer Auszeichnung, welche in den folgenden Jahren dergestalt zunahm, daß er schon damals bis zum Major heraufrückte. Vornehmlich zeichnete er sich unter dem schon von uns genannten General Laudon 1797 aus. Bei mehreren Affairen ward hier seines Namens ehrenvoll gedacht. Nicht minder zeichnete er sich 1805 aus, wo er unter den Tyrolern als Hauptmann befehligte. Von dieser Zeit an hatte er eine Stelle bei der Tabaksregie in Klagenfurt. Sein Gleichmuth im Glück wie im Unglück, sein Hang, gerade das Verwegenste zu unternehmen, sich an Dinge zu wagen, die gar keinen Erfolg hoffen ließen, machte ihn besonders geeignet, in einem Kriege zu wirken, wo Alles auf Benutzung günstiger Augenblicke ankam.

Wie Hofer auf der Rückreise von Wien die Einleitung zu dem traf, was jetzt beginnen sollte, so hatte auch Teimer, in der Mitte des Märzes vom Feldmarschall-Lieutenant Chasteler deshalb abgesendet, auf die listigste Weise sich hierbei thätig gezeigt. Er besuchte nämlich, dem Scheine nach, nur seinen Vater, dagegen aber zog er bei allen baierischen

Behörden gehörige Kenntniß von ihrer Handlungsweise ein, indem er ihnen Nachrichten vom schlechten Zustande der Dinge in Oesterreich mittheilte. Noch barocker benahm er sich sechs Tage vor dem Ausbruche der Insurrektion selbst, denn da wagte er sich zum zweitenmale von Klagenfurt in's Land hinein, mit Hofer gleichzeitig den Kampf zu beginnen und einen Sieg davon zu tragen, den wir späterhin näher erzählen werden.

Allein ein Mann des Volkes wurde er, aus unbekannten Gründen, wie es scheint, nie. In dieser Eigenschaft erschien gleich unmittelbar nach Andreas Hofer Joseph Speckbacher, 10 Jahre älter als Teimer, nämlich am 14. Aug. 1768 geboren zu Gnadenwald, einem Dorfe bei Hall. Sein Vater war hier Bau- und Brennholzlieferant für die Beamten des Salzberges bei letzterer Stadt. Speckbacher's Großvater dagegen hatte sich schon in dem merkwürdigen Jahre 1703 ausgezeichnet, und wenn Joseph, als Knabe, davon erzählen hörte, ward in ihm auch der Wunsch rege, in gleicher Weise sich Ruhm zu erwerben. Als Speckbacher seinen Vater verlor, zählte er erst 6 Jahre; im 13. Jahre verlor er auch die Mutter. Beide hinterließen ihm und seinen Geschwistern — er zählte deren sieben noch! — ein ansehnliches Vermögen. In der Schule blieb er gänzlich zurück. Ein wilder, zügelloser Sinn, machte er seinen Vormündern und Verwandten, wie er später selbst gestand, „immer viel Kreuz." Dagegen entwickelte er große Körperkräfte und sein scharfes Auge war ver-

mögend, in der Entfernung einer halben Stunde Weges die Glocken an den Hälsen der Schafe zu erkennen, die auf den Bergen weideten. Ein Muth sonder Gleichen tobte schon in ihm, als er noch ein Knabe war. Daß er da auf einen in einer Falle gefangenen Bären mit Schrot schoß, wollen wir ihm nicht sehr hoch anrechnen. Man könnte es mehr kindische Unbesonnenheit nennen, die nicht wußte, wie die Kraft des Schusses zu der des gefangenen Thieres sich verhielt. Dagegen zeigte er ungleich mehr wahren Muth und Besonnenheit zugleich, als er späterhin einen Lämmergeier durch ein Schaf an einen Ort lockte, wo der wilde Räuber nicht vermögend war, sich wieder aufzuschwingen. Und nun ergriff er denselben, um ihn, so sehr er sich auch mit den Flügeln und Klauen wehrte, fortzuschleppen.

Erst zwölf Jahre alt, lernte er einen gewissen Staubacher kennen, der das gefährliche Handwerk eines Wildschützen trieb. Mit einigen Andern gleichen Wesens durchstreifte dieser Wagehals die nahen baierischen Wälder, keck den Forstbeamten nöthigenfalls ein Gefecht anzubieten. Speckbacher schloß innige Freundschaft mit ihm, so jung er war, und zog mit ihm im Ober- wie im Unterinnthale, im eisigen Oetzthale und über die Scharnitz in Baiern herum. Im Kriege 1809 kamen ihm diese wilden Raubzüge trefflich zu statten, denn jede Schlucht, wie jede Alpe war ihm bekannt geworden, so aber treffliche Gelegenheit, dem Feinde aufzulauern oder ihm zu begegnen, wo er es nimmermehr erwartete. Man könnte wohl fragen,

was ihn in diesem Alter schon zu solchem gefährlichen Beginnen lockte? Der Mangel an Gelde war es, gestand er selbst später. Die Vormünder gaben ihm wenig, und so suchte er durch solche Jagden theils etwas zu erwerben, theils hatte dies freie Leben in den Thälern, Wäldern und hohen Alpen und ihren Klüften auch einen eignen Reiz für einen so muthigen kecken Burschen. Selbst späterhin, wo er mündig und Herr seines Vermögens war und eine Anstellung hatte, ging er doch von Zeit zu Zeit der wilden Jagd nach. Ein solcher Sohn der Alpennatur sieht darin kein Verbrechen. Gott hat ihn zum Herrn der Thiere im Walde gemacht, und nur Menschensatzungen wollen ihm dies Recht beschränken! So entsteht in ihm eine Kampflust, die er um so mühsamer besiegt, je mehr er sich von Kraft beseelt fühlt, ihr nachzugeben. Speckbacher wäre dadurch leicht, statt als Anführer der Tyroler später einen unvergeßlichen Namen zu gewinnen, um Ehre und Freiheit gekommen. Einst überraschten ihn vier Jäger in einer Alpenhütte, als er eine geschossene Gemse neben sich liegen hatte, die unverwerfliches Zeugniß gegen ihn ablegte. Eben war er damit beschäftigt, in einem Tiegel etwas Butter oder Schmalz zergehen zu lassen, womit er sein geringes Mahl in der Einsamkeit schmackhafter machen wollte, als diese Schergen des Waldes hereintraten. Sie knebelten ihn. Da bat er nur, ihn so lange mit den Banden zu verschonen, bis die Suppe fertig sei, die letzte Mahlzeit, die er noch in der Freiheit zu verzehren hoffen dürfe. Vier bewaff-

nete Männer gegen einen; es wäre ja zu schimpflich gewesen, so einer billigen Bitte Gehör zu versagen. In der That banden sie ihn wieder los. Aber sie kannten den kräftigen, muthigen und besonnenen Tyroler nicht. Kaum fühlte er die Hände frei, so faßte er blitzschnell den über dem Feuer stehenden Tiegel mit siedendem Schmalz, schleuderte ihnen denselben in's Gesicht, daß sie halb blind und halb verbrannt zurücktaumelten, griff rasch nach seinem Stutzen, wie Wilhelm Tell nach seiner Armbrust, als er aus dem Schiffe sprang, das ihn nach Küßnachts Burgverließen bringen sollte, und gab ihnen der Reihe nach mit dem Kolben so wackere Schläge, daß sie, haben sie sich davon erzählt, doch sicher nie wieder einem gebundenen Wilddiebe die Bande werden abgenommen haben.

Großen Eindruck mußte es aber wohl auf ihn machen, als sein älterer Freund, der ihn zu diesem wilden Leben angeführt hatte, der genannte Staudacher, bei einem solchen Streifzuge von baierischen Jägern vor seinen Augen erschossen wurde. Er ließ sich nun von seinen Brüdern, die von ähnlichen Unternehmungen nichts hören ließen, so wie von andern nahen Verwandten bereden, auf solche halsbrechende Jagden zu verzichten, statt dessen aber eine Stelle beim Salzbaue von Hall anzunehmen, die ungefähr, wie die seines Vaters, mit dem Holzschlage zu thun hatte. Ganz mag er freilich dem alten Leben nicht entsagt haben, denn er nahm sich einen Unteraufseher an, der ihm die stete Gegenwart ersparte. Als Tyrol

an Baiern fiel, dachte Niemand daran, ihm das kleine Amt zu rauben, für ihn aber war es eben so wenig ein Band, das ihn an Baiern knüpfen konnte. Hatte er es doch vom österreichischen Adler, nicht vom baierischen Löwen erhalten!

Im 27. Jahre heirathete er ein Mädchen, Maria Schmieder, aus einem Dorfe bei Hall, Rinn genannt. Sie zeichnete sich durch ihren tadellosen Ruf, wie durch eine ansehnliche Mitgift aus. Letztere bestand in einem schönen Gute, welches dem unruhigen Manne mehr zu schaffen machte, als sein Amt. Auch übte sie sonst wohlthätigen Einfluß auf den wilden Geist desselben aus, denn er ließ sich von ihr bereden, noch lesen und nothdürftig schreiben zu lernen, weil er als ansehnlicher Gutsbesitzer von den Bewohnern Rinns zu ihrem Schulzen ernannt wurde. Noch als ihn Bartholdy kennen lernte, war er ein schön gewachsener großer Mann mit ausdrucksvollen, fast ein wenig wilden Gesichtszügen, die sich besonders lebhaft gestalteten, wenn auf den Krieg die Rede kam. Man sah es ihm an, daß er zu befehlen verstehe und daran gewöhnt sei. Wir werden seinen schnellen Ueberblick und die ihm eigene Entschlossenheit in gefährlichen Augenblicken mehr als einmal zu bewundern Gelegenheit finden. Immermann in seinem „Trauerspiel in Tyrol" hat ihn in solchen, wie in jeder andern Art, trefflich gezeichnet. Wie trefflich ist nicht das Anführertalent von ihm gemalt:

Jetzt, Freunde, geht und kehrt zu euern Haufen,
Sie sollen rechts und links der Straße sich
Zum Isel zieh'n, die Straße meiden,
Denn alles kommt d'rauf an, daß nicht der Herzog
Zu früh erfahre, was wir unternommen. —
Nun zieht die Schlinge immer enger sich,
Und kommt der Sandwirth hier im Centro an,
So ist der Knoten fertig und geschürzt!

Bereits 1797 hatte er sich bei Spinges als Scharfschütze ausgezeichnet, indem ihn selbst die im Wochenbette liegende junge Frau nicht abhalten konnte. Ebenso zog er 1800 aus und half 1805 die Scharnitz gegen den Marschall Ney vertheidigen.

XVII.

Der Kapuziner. — Die Anführer der Tyroler Landleute überhaupt.

Minder genauere biographische Nachrichten haben wir von dem Kapuziner Joachim Haspinger. Wie Speckbacher, Andreas Hofer, Teimer u. v. a. hatte er sich ebenfalls schon in den früheren Kriegen ausgezeichnet, wo das Tyroler Landgebot mitwirkte. Allein bald nachher vertauschte er das Leben des Studenten, denn als solcher trat er damals, 1797, in die Reihen seiner Landsleute, mit der ärmlichen Lebensweise eines Bettelmönchs. In jenem Jahre erwarb er sich die silberne Ehrenmedaille, welche er aber beim Eintritt in's Kloster dem Gnadenbilde des heil. Franziskus zu Eppan bei Botzen weihte. Von großer Bildung des Geistes war bei ihm also so wenig die Rede, wie bei Hofer und Speckbacher. Desto richtigern Takt hatte er, desto mehr glühte er gleich ihnen voll Haß gegen alles Neue, folglich gegen Baiern, sowie umgekehrt von Anhänglichkeit an Oesterreich, den beschützenden Genius des Alten. Ueberzeugt von dem, was er lehrte, wirkte seine natürliche Beredsamkeit, im verrufenen Kapu-

zinertone gehalten, mehr, als jede andere Form vermocht hätte, und je treuer er die Pflicht eines Seelsorgers mit der des Patrioten verband, desto größer mußte sein Einfluß auf die Gemüther des Volkes sein. Er verlor am wenigsten den Muth, wenn auch Alles verloren ging, und rastete nicht, wenn nur noch etwas zu thun war. In solchem Sinne auch läßt ihn Immermann *) sagen:

— — — — ich bin sechs Tage
Durch alle Berg' und Thäler, wie ein Pfeil,
Hindurchgeschwirrt, die Leute aufzuregen.
Kein Schlaf kam in mein Auge; dazu nimm
Die Anstrengung von Ladisch und von Prutz.
So hält zwar noch mein weißer Wanderstecken,
Allein die Füße wollen nicht mehr tragen.
Ich will mein Haupt nicht scheeren, und den Staub
Von meinen Füßen nicht zur Erde schütten,
Bis ich die Feinde uns'rer heil'gen Kirche
Vom Boden weggetilgt, wie sie's verdienen!

Ehre machte es ihm, daß er, einer der gefürchtetsten Anführer, nur mit den geistlichen Waffen seines Klosters in's Feld zog. In seine braune Kutte gekleidet, mit einem Strick umgürtet, schritt er mit seinem großen ebenholzenen Kruzifixe an der Spitze voran, und benutzte es, den Fanatismus der Landleute zu entflammen; nöthigenfalls soll er aber auch manchmal einem Bayer oder Franzosen einen tödtlichen Schlag

*) A. a. O. S. 28.

damit versetzt haben. Das Volk erzählte von ihm eben so viele Wunder, die sein Glaube bewirkte, wie es die rühmte, welche sein Arm vollbrachte, und nannte ihn nur stets den Rothbart.

Wie er, so dachten und handelten noch manche andere seines Standes, denn gerade der Mönchsklerus hatte in der neuen Regierungsweise die meiste Beeinträchtigung erfahren. Ebenso herrschte aber auch im Allgemeinen der Geist, welcher Hofer und Speckbacher und Haspinger beseelte, unter den übrigen Anführern, die sich theils bei einzelnen Vorfällen bemerkbar machten und uns dann näher vor die Augen treten werden, theils im Allgemeinen, nicht besonders hervorragend; dem Blicke entschwinden. Fast alle diese Männer waren aus dem Bauernstande, manche von ihnen, den oben angegebenen Gründen nach, Gastwirthe. Selten konnten sie geläufig lesen, noch weniger gut schreiben, aber die meisten hatten Scharfsinn, Umsicht, Gewandtheit und Muth, und das Vertrauen aller der Landleute gewonnen, welche sie zum Führer erwählt hatten. Sie setzten Dinge durch, welche andern Besserunterrichteten kaum in Zeit von einigen Monaten gelungen wären, und wozu sie kaum einige Wochen brauchten. Gab es manche Männer, welche sich nicht gerade zum Kampfe aufgelegt fühlten, so suchten sie in der Art zu nützen, wie es List und Verschlagenheit erlaubten.

So hatte man namentlich in Tyrol großen Mangel an Munition. Die Oesterreicher hätten freilich tüchtigen

Vorrath davon mitbringen sollen, um den Leuten, die für ihren Kaiser kämpfen sollten, damit auszuhelfen; allein es war vergessen worden. Woher nun dieselbe beziehen? Die Schweiz allein schien aushelfen zu können; jedoch um sich nicht dem gewaltigen Napoleon verhaßt zu machen, hatte sie bei Todesstrafe verboten, den Tyrolern Pulver, Blei oder Gewehre zukommen zu lassen. Doch da war ein Matthias Platzer, der aus seinem Geburtsorte Schlanders 1807 durch die Streitigkeiten Baierns mit dem Bischofe von Chur vertrieben, in letzterer Stadt seine theologischen Studien betrieb. Die Tyroler kannten ihn, so jung er auch noch war, und trugen ihm auf, Pulver und Blei auf jede mögliche Art herüber zu schaffen. Er säumte nicht, dieser Aufforderung zu entsprechen. Allein die Schweizer Regierung ließ die Pässe strenger bewachen und nachforschen, wer wohl ihr Verbot übertreten habe. Schon war der Befehl, ihn zu verhaften, gegeben worden, als er von einer Freundin einen Wink erhielt, den er benutzte, sich zu verkleiden und auf der Straße nach St. Moritz zu flüchten.

Noch anderthalb Stunden von diesem Orte entfernt, ereilte ihn ein Landjäger, der dem Flüchtlinge nachgeschickt worden war, aber die Verkleidung Platzer's machte ihn zweifelhaft. Um in's Klare zu kommen, schloß er sich ihm an und forschte nach dem Ziel seiner Reise, nach der Ursache derselben. Aber da wurde er schön berichtet.

„Ich bin ein Fleischer," antwortete Platzer ganz unbe-

fangen, „und vom Meister daheim ausgeschickt, Kälber aufzukaufen."

Im nächsten Dorfe fragte Platzer eben so unbefangen nach, ob ein Kalb für Meister N. N. da wäre, und hinterging den Landjäger dermaßen, daß dieser nun gar ein Briefchen an den vermeinten Meister zur Bestellung annahm.

Er ging nun mit Fuhrleuten in's Innere von Graubündten und suchte dann durch das Engadin aus der Schweiz in's Vaterland zurückzukommen. Da erfuhr er, daß an der Grenze Niemand ohne Paß von den Schweizerbeamten hinüber gelassen werde. Erst stehe ein Piquet Soldaten unter einem Unteroffizier, dann eines unter einem Major da. Bei jenem müsse der Paß gezeigt werden, und von diesem geschehe die Untersuchung.

Und er mußte ohne Paß durchzukommen suchen! Wie dies anfangen? Im nächsten Mittagsquartiere fertigte er sich selbst einen aus, so gut es gehen wollte. Es hatte den ganzen Tag geregnet, und so sah es ganz natürlich aus, wenn der Paß durch's Wasser gezogen wurde, daß er ganz unleserlich war. An dem Posten, wo der Korporal stand, zog er den nassen Paß aus der Tasche, und da Niemand sehr des Lesens überhaupt kundig war, fiel es nicht auf. Es kann ihn ja der Major lesen, dachte der Korporal.

Nach dem Posten des Majors ging es demnach fort. Wie wird er zu hintergehen sein? Platzer wanderte mit einem Reisegefährten, eben dem, welcher ihn von der Nothwendig-

keit eines Passes unterrichtet hatte. Vom Himmel regnete es immer noch gerade zu und der Wind heulte darein. Sie gingen neben einem reißenden Bergstrome. Platzer zog seine Brieftasche heraus und stellte sich, als wolle er seine Papiere in Ordnung bringen, indem der Reisekumpan ein großes Stück voran schritt. Auf einmal hört letzterer ein großes Angstgeschrei. Er hält an; der arme Platzer erzählt, wie ihm der Wind den Paß aus der Hand gerissen und in den Strom geführt habe. Da schwimmt er, und beide laufen dem Strome und Passe nach, bis der Eine die vergebliche Mühe einsieht, und Platzer sich ebenfalls davon zu überzeugen scheint. Der Reisegefährte entfernt sich an der Grenze; es war der Gerichtsschreiber des nächsten Dorfes. Platzer soll den Paß zeigen; er sagt, wie er ihn verloren habe. Der Herr Major schüttelt ungläubig den Kopf, und Platzer beruft sich auf das Zeugniß des Gerichtsschreibers, dessen Rechtlichkeit nicht zu bezweifeln steht, der Alles gesehen hat, wie Platzer einen Paß hatte, ihn dem ersten Piquet zeigte und deshalb weiter gelassen wurde, dann aber ihn so merkwürdiger Weise verloren habe. Der Major fertigte ihm nun, den Unglücklichen zu trösten, selbst eine Ordre aus, nach Tyrol zu kommen, und Platzer war so ein glücklicher Munitionslieferant, daß er, als der Krieg sein unglückliches Ende gefunden hatte, gar nicht in Tyrol zu bleiben wagte, sondern durch Italien nach Oesterreich flüchtete.

Ueberhaupt hielten es Manche, denen es an Muth,

aber nicht an List und Gewandtheit fehlte, für Pflicht, als Spione zu dienen. So war Jakob Schgör von Allgund, Schwager von Andreas Hofer, ein tüchtiger Bote und Kundschafter, statt daß er nach einer Kompagnie getrachtet hätte, die ihm der erste Mann des Landes geben konnte, wenn er sie gewollt hätte. Nicht selten stand in dem Zeugnisse, das Einer oder der Andere sich ausstellen ließ, ausdrücklich, wie derselbe durch Spioniren Dienste geleistet habe. Selbst Speckbacher, der Keckste und Muthigste unter Allen, ließ sich doch auch brieflich bezeugen, daß er „im April 1809 durch Ausspioniren der baierischen Munition und Militärposten — wichtige Dienste geleistet;" daß er „in der Affaire bei Schwatz am 16. Mai sich vorzüglich auszeichnete, weil er den Feind ausspähte und richtige Nachricht von seinen Bewegungen brachte."

Daß man nur aber ja nicht glaube, als sei es bei der Wahl solcher Anführer immer auf eine höchst vernünftige und kluge Weise zugegangen. O nein, die unbesonnene Menge machte auch wohl ihr Recht auf eine fast eben so stürmische, als komisch-tragische Weise geltend. Zum Belege diene sogleich die Art, wie der Schulmeister in dem genannten Orte Schlanders zum Kommandanten erwählt wurde.

Der gute Mann saß eben Abends im Wirthshause beim Schoppen Wein, mit mehreren andern Einwohnern ruhig sich unterhaltend, da; im Passeyer Thale war nämlich der Rumor, hieß es, losgegangen, an welchem er, gelassenen Tempera-

ments und Schulmeister, nicht Antheil zu nehmen gedachte. Er verließ endlich das Wirthshaus, die Seinigen aufzusuchen, als ihm sein Nachbar, Frischmann, entgegen= und vor ihm vorbeieilt.

„He, Frischmann!" ruft er ihm zu. „Was giebt's so eilig? Im Brückenwirthshaus sitzen's alle noch beisammen."

„Du bist's?" erwiedert Jener, indem er stehen bleibt und ihn bei der Hand nimmt. Geheimnißvoll sieht er sich erst um, dann sagt er zu ihm leise: „Gut, daß du's bist! Ich will eben einige wackere Leute zusammenrufen. Es geht Großes vor in Schlanders. Der Kaiser selbst ist da und bei mir im Hause!"

Der Schulmeister machte natürlich entsetzlich große Augen, aber langes Besinnen war so wenig seine Sache, wie die anderer Tyroler. Frischmann hatte keine Zeit; er lief herum, „wackere Männer" zusammenzuholen, und der Schulmeister eilte geschwind, den Kaiser zu sehen. Eine Menge Leute aus der ganzen Umgegend war hier im Sonntagsstaate beisammen. „Der Kaiser ist da, unser Franzel ist da!" summte es in ihrem Kreise. „Er kommt zu seinen braven Tyrolern, weil ihn die Andern verlassen haben!" lief es durch alle Reihen.

So sah es unten vor dem Hause und in der Hausflur aus; noch viel ärgeres Gedränge gab es bald darauf. Der neugierige Schulmeister konnte kaum durchkommen.

Da erblickte er den Fremden, der von der Menge für den Kaiser gehalten wurde. Es war ein hagerer Mann in den besten Jahren; er trug eine Jägeruniform, und der Schulmeister sah es ihm auf den ersten Blick an, daß es nicht der Kaiser sei.

Er war mitten im Reden, als der Schulmeister kam. Seine hohe Stirn, nur von wenig Haaren bedeckt, leuchtete, die Augen blitzten und die Wangen glühten ihm. Alle Bauern sahen kaum den Schulmeister, als sie Platz machten und ihn in die vorderste Reihe des Kreises schoben, den sie um den Fremden gebildet hatten. Dieser stand nun gerade vor dem Schulmeister, und deklamirte, wie er gekommen sei, hier den Landsturm zu organisiren; es müsse rasch und zwar noch in diesem Augenblicke dazu geschritten werden. Der Schulmeister hegte darüber mancherlei Bedenklichkeiten, die er aber weislich verschwieg, denn die Bauern waren wie verwandelt, wie ausgewechselt. Sie jauchzten und sprangen, daß die Fenster klirrten und der Boden dröhnte; sie ließen den Kaiser hoch leben und drängten sich zu dem Fremden, um ihm die Hände und die Rockschöße zu küssen. Eben hielt der Schulmeister, immer ängstlicher werdend, es für's Klügste, den Ort zu verlassen, aber die Bauern bemerkten es, und halb mit drohenden, halb mit feierlichen Geberden hielten sie ihn und schoben ihn auf's Neue in die Mitte, einen weiten Kreis wieder um ihn schließend.

„Was wär' denn das?" fing Einer an. „Das ist der

Schulmeister, den wir jetzt so nöthig haben, und der will uns auf und davon gehen? Der Landsturm ist da, und Du, Schulmeister, bist unser Kommandant!"

„Ja, Du bist unser Kommandant!" schrieen alle Andern jauchzend, lachend, pfeifend.

Der Schulmeister war vor Schreck fast besinnungslos. Allein ein Befehl von seiner Mannschaft, ihm, dem Kommandanten, ertheilt, weckte ihn aus seinen Träumen. Er solle sogleich den Steuereinnehmer aufheben! lautete die Weisung. Der Schulmeister war schwächlicher Leibesbeschaffenheit; er nahm das „aufheben" im wörtlichen Sinne, gedachte der wohlbeleibten Gestalt des Rentbeamten, und rief demnach ganz ängstlich: „Nein, nein, das geht wahrhaftig nicht!"

Da aber sprach ihm der Fremde Muth zu, meinend, wie dies allerdings der erste und dringendste Schritt wäre, den er in seiner Würde zu thun habe. Eben deshalb solle er sich des Vertrauens würdig bezeigen, das seine Nachbarn und Freunde alle in ihn gesetzt hätten. Die Kenntnisse des Lesens und Schreibens machten ihn wohl zur Kommandantenstelle geeignet, und sollte es ihm an persönlichem Muthe, an Geistesgegenwart fehlen, so möge er sich nur ein Paar Adjutanten aussuchen, die damit besser von der Natur begabt wären.

Solcher freundlicher Zuspruch that auch seine Wirkung. Der neue Herr Kommandant und Exludimagister des Ortes

Schlanders ließ sogleich alle Bauern in Reih' und Glied treten, sich zwei Adjutanten zu suchen. Alle blickten ihn traulich, fragend, wünschend, hoffend an; die blinkten, jene winkten ihm zu; manche schnalzten, andere riefen laut, als er die lange Gasse ernst und prüfend mit Feldherrnauge hinabging, um zwei Bursche auszuheben, die ihn bei der Verhaftung des Einnehmers unterstützen sollten. Es waren die gefürchtetsten Raufer oder Robler in der ganzen Umgegend; Bursche, deren Liedlein alle Tage lautet:

A Büchsel zum Schieße
Und an Stoußring zum Schloge,
Und a Dirnel zum Liebe
Mueß a frischa Bube hohn!
(Eine Büchse zum Schießen
Und einen Stoßring zum Schlagen,
Und eine Dirne zum Lieben
Muß ein wackrer Bube haben.)

Jeder hätte es mit zehn bis zwölf anderen Kämpfern aufgenommen, und von ihnen begleitet, konnte der Schulmeister nun schon muthiger den ersten Feldzug gegen den korpulenten, gefürchteten und gestrengen Steuereinnehmer beginnen.

XVIII.

Fortsetzung.

So war also der Schulmeister in Schlanders Kommandant geworden. Von den Adjutanten begleitet, marschirte er nach dem Wirthshause an der Brücke, wo er den Beamten eine halbe Stunde zuvor verlassen hatte, und welcher jetzt noch, ohne etwas zu ahnen, beim Gläschen saß. Gutmüthig lachend, sah er kaum den Schulmeister wieder in's Zimmer treten, als er ihm zurief: „Ei sieh da, Herr Schulmeister, haben's etwas vergessen?"

Solche Freundlichkeit hätte diesen bald aus aller Fassung gebracht; aber ein Blick auf die wilden Mienen der Adjutanten nöthigte ihn, sich zusammenzunehmen. Den Kopf fest aufrichtend und rasch antretend, rief er mit starker Stimme:

„Sie sind mein Gefang'ner!"

Man sollte nicht glauben, wie der Mensch, dem Gott ein Amt giebt, auch gleich den Verstand dazu erhält! Der Einnehmer lachte und meinte, ob der Schulmeister Scherz

mit ihm treiben wolle? Aber in diesem Augenblicke drängte nun das Heer der übrigen Bauern herein, tobte, lärmte, fluchte auf die Baiern wie auf die Franzosen, und namentlich schrie der genannte Frischmann: „Aus ist's mit Euerm Regimente; es hat einmal wieder Oesterreicher hereingeschnieben an allen Enden in's Tyrol!" Der arme Steuereinnehmer mußte sich in's Schicksal fügen und mit dem Exschulmeister, anjetzt Kommandant von Schlanders, abmarschiren.

Als er in Verwahrung gebracht war, suchte der gestrenge Kommandant den geheimnißvollen Fremden auf, der das Dorf zum Tummelplatz verwandelt hatte; allein er war schon fort, den Landsturm auch in andern Orten in's Leben zu rufen oder zu organisiren, wie damals der österreichische Ausdruck war. Im Hause daheim wußte der Schulmeister anfangs nicht, ob er träume oder wache. Tausend Gedanken wirbelten in seinem Kopfe. Sein Weib jammerte, denn die Sache konnte schief gehen und so hatte der Gatte das Leben als Rebell verwirkt. Allein das Außerordentliche des ganzen Auftritts flößte ihm die Entschlossenheit ein, welche ihm noch vor wenigen Minuten gefehlt hatte. Auch er fühlte sich berufen, eine große Rolle in dem Freiheitskampfe mitzuspielen, und suchte noch — erst den Schneider auf, sich eine Uniform machen zu lassen, so wie dann seinen Freund Frischmann, Neues von ihm über den Fremden zu erfahren.

„Weißt Du, Schulmeister-Kommandant," rief letzterer,

„wer der Fremde gewesen ist? Der Kaiser war es nicht, aber ein kaiserlicher Kommissar; und Hauptmann Teimer*) heißt er."

Der Kommandant schickte sich sehr gut in seine Lage, denn die Dinge gingen, ohne daß er etwas zu thun hatte, überall vortrefflich; und darum hielten ihn auch seine Leute für einen Helden, ob er schon bei keiner der Affairen gewesen war, welche das ganze Land von Baiern und Franzosen schon im Anfange des Mai's befreit hatten. Wo der Mann in seiner Uniform erschien, bewunderte ihn Alles, und mit vielen Vertheidigern des Vaterlandes zog er, gleich einem Triumphator, nach Botzen. Auf dem Markte hier begegnete er einem stattlichen Herrn zu Pferde. Kaum sah dieser ihn, als er herabsprang, ihn vor allem Volke umarmte und mit in seine Wohnung nahm, denn er mußte bei ihm zum Mittagessen bleiben. Es war der Herr von Hormayr, und gleich nach dem Essen ernannte er ihn zu seinem Adjutanten, ein Aemtchen, das dem Namen nach geringer, in der Wirklichkeit aber größer und vortheilhafter war, als die improvisirte Kommandantenwürde. Daß der Schulmeister so schnell in Hormayr's Gunst Fortschritte gemacht hatte, darf nicht wundern; er konnte gut lesen und schreiben; solche Leute waren selten, und doch beim Verkehre mit dem Landmanne höchst nothwendig. Oester-

*) Daß der Major hier zum Hauptmanne ward, darf einem Landmanne nicht angerechnet werden.

reichische Schreiber eigneten sich natürlich lange nicht so gut dazu, als ein solcher Erschulmeister.

Der neue Adjutant sollte aber auch gleich wieder in diesem Posten eine sein gutmüthiges Herz zerreißende Ordre vollziehen. Es brachte Abends ein Bauer ein beschriebenes Blatt Papier: ein Schmählibell, gegen Oesterreich gerichtet, und einem Kerle abgenommen, der es unter das Volk zu verbreiten sich Mühe gegeben hatte. Der Verbreiter ward vor Hormayr gebracht; der Schuft stand ihm an der Stirn geschrieben; er zitterte und flehte um sein Leben. Hormayr war außer sich vor Wuth, wie unser Schulmeister als sein Adjutant behauptet, und verhieß ihm nur Gnade, wenn er denjenigen in seine Hände liefere, der ihm die Schmähschrift gegeben habe. Dazu war der Kerl sogleich bereit, und der Herr Adjutant bekam die Weisung, mit ihm abzugehen, den Verfasser des Pasquills zu arretiren, dann aber gleich nach Botzen zu bringen.

Mit schwerem Herzen vernahm er, daß derselbe in Meran lebe. Hier wohnten ihm gerade, weit verbreitet, viele Vettern! Den Namen und Stand wußte der Führer nicht; wie leicht konnte es also ein Vetter sein! Mit dem Entschlusse, dann alles Mögliche für ihn zu thun, langte er in Meran an. Der Führer bringt ihn nach einem — leider ihm nur zu wohl bekannten Hause. Es wohnte ein armer Mann, ein Vetter von ihm, darin.

„Vielleicht gesteht er nichts!“ hoffte der Schulmeister, „und dann muß sich der Führer geirrt haben.“

Der Mann vesperte eben, als sie eintraten. Er setzte das Glas, das er an den Mund bringen wollte, nieder und rief: „Ich weiß, wen Ihr sucht und weshalb Ihr kommt. Ich bin schon der Rechte; ja, ich bin's gewesen!“

Dem Schulmeister lief's eiskalt über den Rücken.

„Wie ist es denn aber nur möglich?“ rief er aus. „Hast Du denn nicht an Dein Weib und Kind gedacht? Darauf steht's Erschießen!“

„Das ist mir alles gleich!“ sprach der Andere. „Die Wahrheit muß deshalb doch Wahrheit bleiben. Ihr werdet schon Zeit genug dahinter kommen!“

„Aber, lieber Bruder,“ nahm der Schulmeister jammernd das Wort wieder, „kannst Du denn nichts zu Deiner Entschuldigung vorbringen? Suche Dich zu retten; ich will Alles thun!“

„Thu' Du nur Deine Pflicht!“ erwiederte der Halsstarrige. „Sonst will ich mit Dir nichts zu thun haben. Soll ich hier gleich erschossen werden, oder muß ich mit Dir gehen?“

Es macht dem Herzen des Schulmeisters von Schlanders viel Ehre, daß er, nicht wissend, wie er den Unglücklichen retten könne, bitterlich weinte. Die hinzugekommene Frau jammerte noch mehr, als er hartnäckig dabei blieb, daß er nur gethan habe, was ihm die Pflicht gebot. Einen Menschen

aber, und nun vollends seinen Vetter, vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen, konnte er nicht über sich gewinnen; das konnte nicht das Vaterland und der Kaiser von ihm verlangen. Er ging daher zu einigen andern Vettern, mit ihnen Rath zu pflegen, und sie kamen überein, den Pasquillanten vom Physikus für wahnsinnig erklären zu lassen, was auch wohl nicht aus der Luft gegriffen war, denn mit gesunden Sinnen in solchen Tagen so ein Libell zu schreiben, der Einzige unter Tausenden zu sein, der schnurgerade entgegengesetzte Ansichten hat und weiß nennt, was sie alle schwarz heißen, ist fast undenkbar. Den Märtyrertod muthwillig suchen, hat selten eine andere Quelle, als die des Wahnsinnes.

Beruhigt kehrte nun der Adjutant zu seinem Herrn heim, der ihm gleich entgegenrief: ob er den Gefangenen brächte, und als er statt dessen mit dem Certifikate des Physikus abgespeis't wurde, „abermals in die größte Wuth gerieth."

Die Stelle eines Adjutanten sollte jedoch bald wieder aufhören. Es war eine Gewitterschwüle in dem Büreau Hormayr's, der selbst geheimnißvolle Mienen machte, und so nahm sich der Schulmeister vor, ohne einen Abschieds- oder Urlaubsschein zu haben, den Sandwirth zu besuchen, der ihm über die ganze Lage der Dinge Auskunft geben sollte.

Es war Mitte des Julius; überall große Unordnung, noch größere Besorgniß und Zwiespalt in Folge der Nachrichten von Wagrams Schlacht, von dem dadurch bewirkten Waffenstillstande. Mit einem Vetter wanderte der

Schulmeister nach Sterzing, wo Hofer's Hauptquartier vermuthet wurde. In einem Häuschen schliefen Beide, als sie Abends spät angekommen waren, fest, als ein fürchterliches Erdbeben das Haus zu erschüttern scheint. Es war Morgen geworden; ein gewaltiger Kampf hatte sich in der Nähe des Fleckens erhoben. Auch der Schulmeister und sein Vetter nahmen wacker Theil an dem Streite. Die Feinde hatten keine Munition mehr; sie schienen sich alle gleich ergeben zu müssen, als ein Parlamentär mit weißem Tuche heran zur Brücke der Eisack sprengte und — den Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Frankreich verkündete. Auch hier wurde demnach der Kampf unterbrochen und eine Waffenruhe von beiden Theilen eingegangen, wodurch nicht wenige Gährung entstand. Da kam aber eines Tags Eisenstecken und meldete, daß er gewiß erfahren habe, wie ein starkes Korps Oesterreicher im Anzuge durch's Pusterthal sei. Der Landsturm müsse auf's Neue aufgeboten werden. Der nun wieder das Kommando antretende Schulmeister unterließ nicht, der Mahnung zu folgen. Mittenwalde ward als Versammlungsort bestimmt. Die Runde war gemacht, in Clausen traf der Schulmeister seinen Vetter und in diesem Städtchen, zwischen Brixen und Botzen gelegen, hatte derselbe genauere Kenntniß von der Lage der Dinge. Keine Oesterreicher kamen, und Hormayr hatte, wie es hieß, sich selbst entfernt. Eine kritische Lage! Der Landsturm aufgeboten! Und die Bauern konnten jeden Augenblick eintreffen! Der Kommandant ergriff das beste Mittel: er zog

die Uniform aus und eine Bauerntracht an, mit seinem Vetter das Weite suchend. Mochten die Bauern sehen, wie sie ohne ihn zurecht kämen. So schnell es gehen wollte, eilten Beide nach Meran und dann nach Schlanders, wo er seinem Weibe und ihren Freundinnen den Frieden verkündete. Sie hatten, wenn es Kämpfe gab, oft Tag und Nacht mit Beten in der Kirche zugebracht.

Der ganze Ort kam aber ebenfalls durch die Nachricht des Schulmeisters erst in Aufstand, dann zur Besinnung. Nahe in Rabland hielten die Bauern einige Stadtherren gefangen, weil sie baierische Gesinnungen haben sollten, und ängstigten sie angeblich oft mit Drohungen. Er ging deshalb Nachmittags hin, sie mit der Lage der Dinge bekannt zu machen, und da er sie beim Kartenspiel getroffen hatte, wird er von ihnen eingeladen, Antheil zu nehmen. So viel Freude und Beruhigung ihnen aber die Nachricht des Schulmeisters gewährt hatte, einen desto schrecklicheren Sturm erregte sie bei den Bauern. Kaum hat der Schulmeister einige Spiele gemacht, als sein Vetter todtenbleich hereinstürzt. Zwei riesenstarke Bauern folgen ihm auf der Ferse und werfen ihn zu Boden, andere packen den armen Schulmeister.

„Bindt's den Spion!" rief es von allen Seiten. „Der ist zum Erschießen reif!"

Beide wurden geknebelt und in einen alten Stall zur Erde geworfen. Im Stalle hatten nämlich die Bauern ihre Hauptwache, und saßen da, zechend, singend, um einen großen

Tisch. Alle Augenblicke sprang einer auf und zu den Gefangenen hin, wild schreiend: „Ich erschlag' die Hunde!"

Dann wieder ein Anderer: „Ich erschieß' sie!"

Nun kam ein Dritter: „Ich bitt' Euch, laßt mich meinen Stutzen probiren!"

Die betrunkenen Wüthriche hatten alle geladene Büchsen und schossen bald nach diesem, bald nach jenem Ziele.

„Macht's Euch gefaßt!" schrieen sie dazwischen. „Bald kommt Ihr an die Reihe!"

In Todesangst lagen die beiden Opfer da, als der Kommandant der Bauern eintrat und sogleich eine ernste Berathung leise und flüsternd begonnen wurde, daß kaum die Worte Meran und Sturm zu vernehmen waren. Alles brach endlich auf; nur die Gefangenen blieben — wie es schien, vergessen — zurück, und ein alter krummbeiniger, rothhaariger Bauer schien ihr Wächter, aber mehr Furcht vor ihnen zu haben, wie sie vor ihm. Plötzlich läßt sich auf der Straße Lärm hören. Der Bauer eilt fort, und der Schulmeister beginnt nach einer kleinen Pause die Banden seines Vetters mit seinem trefflichen Gebisse zu zernagen, worauf dann ihn dieser mit den Händen befreit. In wenig Minuten sind sie frei und schleichen hinaus unter die Menge. Es war der vierte August. Hofer's Proklamation wird unter allgemeinem Jubel gelesen. Alles soll wieder zu den Waffen greifen. Was war geschehen? Darüber nachzudenken schien jetzt aber nicht Zeit zu sein; man mußte sehen, wie man völlig in Freiheit käme. Sie wendeten

sich an einen bewaffneten Bauer, den der Schulmeister gut kannte, und baten ihn, sie beide zum Sandwirth zu bringen.

„Magst Du mir durchhelfen?“ fragte er ihn.

„Geht's mir nur immer nach!“ sagte der Bauer nickend. „Wenn Einer uns begegnet, so seid Ihr meine Gefangene!“

Und so kamen sie glücklich aus dem Orte hinaus, wo sie dann der Bauer verließ. Sie eilten nach Meran hin, und sahen schon das Weingelände, welches das Etschthal von dem Passeyerthale trennt. Bald konnten sie unter Hofer's Dache in Sicherheit sein, als zwei flinke Bauern ihnen nachliefen und sie einholten.

„Wohin?“ schrieen sie.

„Zum Sandwirth!“ erhielten sie als Antwort.

„Wir wollen Euch schon zu ihm bringen!“ riefen sie und packten die Wanderer, sie dann unsanft vor sich her auf der Straße nach Meran treibend. Von da aber ging es nach Steinach, den steilen Berg hinan nach St. Zenoburg. Im alten Thurme derselben ward ein neues Kriegsgericht niedergesetzt, das die Flüchtlinge ohne Weiteres zum Erschießen verurtheilte. Am Morgen darauf sollte es vollzogen werden. Alle Appellation an den Sandwirth schien wenig Eindruck zu machen, und die letzte Nacht für Beide gekommen zu sein. Die Nacht verstrich ihnen unter Todesangst. Der Morgen bricht an; mit einemmale werden die schweren Thüren des Gefängnisses aufgerissen und sie müssen einigen Bauern folgen; zum letzten Gange, meinen sie. Im Schloßhofe

bildeten viele Schützen einen halben Kreis. In der Mitte stand ein Alter.

„Schau," nahm dieser das Wort, als er den Schulmeister erblickte. „Wir sind hier alle zusammen; brave Kerls bei einander! Aber unser Hauptmann ist uns durchgegangen. Es war ein Herr aus Meran, den wir nur gewählt hatten, weil er Geld besitzt. Nun er unsere erste Löhnung zahlen soll, kneift er aus und ist uns durch's Sarnthal entwischt. Wir wissen's recht gut, aber haben nicht die Zeit, ihn zu suchen. Mag er bleiben, wo er ist! Doch ohne Hauptmann können wir nicht sein, und da wir wissen, wer Du bist, und daß Du gut schreiben und lesen kannst, so machen wir Dich dazu, und Du sollst unser Hauptmann sein, und uns anführen, wenn wir in die Stadt hinabgehen, um die Herren ein wenig zu zwicken."

Der Schulmeister erklärte aber auf's Bestimmteste, daß er solche Würde nicht annehmen könne. Jetzt rief der ganze Haufe, daß sein Vetter der Hauptmann sein müsse. Dieser ward leichenblaß vor Schreck, und der Schulmeister erklärte:

„Auch er soll und wird Euer Hauptmann nicht sein. Wir sind ehrliche Leute und wollen nicht Theil an Euren Plünderungen und Mordthaten haben!"

Diese Rede wirkte; sie wählten einen aus ihrer Mitte und brachten nun die Gefangenen zum Sandwirth. Wie ein Patriarch saß dieser mit seinem langen Barte vor der Thüre; seine Kinder spielten zu seinen Füßen. Es war Abend, und

das Rauschen der wilden Passeyr abgerechnet, Alles still und ruhig, wie wenn der tiefste Friede in allen Thälern herrsche. Als er die Leute alle kommen sah, stand er auf und ging ihnen entgegen.

„Was habt Ihr mit dem Manne?"

Beide Theile, die Wache und der Schulmeister, trugen ihre Sache vor. Hofer erinnerte sich des Schulmeisters, freute sich seiner Ankunft und machte ihn, wie seinen Begleiter, zu seinen Adjutanten.

Es ward zu Abend gegessen und gebetet. Als aber der Mond aufgegangen war und die Straße erleuchtete, weckte er sie mit dem Rufe: „Auf, Brüder! mit Gott über den Jaufen!" *)

*) Alle diese Scenen sind nach Mittheilungen, die Lewald (a. a. O.) uns aufbewahrt hat. Vergl. Lewald's „Tyrol" S. 182—199. Der Schulmeister hat öfters Ort und Tag offenbar bei seiner Erzählung, vielleicht in Folge der langen seitdem verstrichenen Zeit, verwechselt. Allein zur Schilderung des Tyroler Landmanns in jenen Tagen giebt er einen lebendig aufgefaßten Beitrag.



XIX.

Organisation des Landsturms.

Wir haben in den zwei vorigen Abschnitten ein tragi-komisches Bild von der Art gehabt, wie viele solcher Unterkommandanten gewählt wurden, wie schwach ihre Autorität jeden Augenblick stand; wie die rohe Menge sich benahm, wo sie Verdacht schöpfte. Hormayr hatte insofern sehr weise gehandelt, als er einem Manne von mildem Sinne, verträglicher und lenksamer Gemüthsart, wie Hofer war, den vornehmsten Einfluß zu schaffen suchte; denn es gab Schreckensscenen gegen Eingeborene, wie gegen die Feinde, wie man im Vorigen sah, in Menge. Wie zahlreich aber würden sie gewesen sein, wenn erst der Oberkommandant des ganzen Landes kein Ziel, kein Maß gekannt, kein gutes Herz gehabt hätte! Eben deshalb behielt sich auch, als erst das Land sich etwas von dem ausgebrochenen Sturme erholt hatte und einiger Besinnung fähig war, die höchste österreichische Militär- und Administrationsbehörde die Leitung des Landsturms und die Ernennung der Oberkommandanten, die Bestätigung der Sub-

alternen vor, so weit es möglich war. Unterm 20. Junius erging vom General Buol und Hormayr in Brixen eine sehr ausführliche Bekanntmachung darüber. Das Recht, Schützenkompagnien aufzurufen, oder die Masse, den Landsturm in Bewegung zu setzen, sei, hieß es darin, nur den kommandirenden Generalen vorbehalten, deren Liste mitgetheilt wird, so wie Sache des Landes- und Armee-Intendanten. Solche Beschränkung sei um so nöthiger, je schädlicher unzeitige Allarmiruug, je bedauerlicher der Verlust an Zeit und Geld erscheine, welcher durch einseitige Veranlassungen und durch Hin- und Hermärsche verursacht werde. Die Oberkommandanten des Volkes selbst waren ebenfalls schon unterm 4. Jun. so ernannt worden, und alle nicht von einer Militärbehörde oder dem Intendanten Hormayr autorisirten Kommandantschaften wurden jetzt „bis auf Weiteres suspendirt." Doch mußte den Gemeinden immer nachgelassen werden, sich ihre Ober- und Unteroffiziere zu wählen; so blieb denn also immer Stoff in Menge zu Scenen, wie wir sie zu erzählen Gelegenheit hatten.

Als erst das Landesregiment ganz an Hofer übergegangen war, ernannte dieser die Kommandanten oder bestätigte sie, wie es ihm gut dünkte; aber in welcher Art er dabei zu Werke ging, mag sich aus der Erzählung ergeben, welche der Oberkommandant des Pusterthales, Anton Steger, abstattete.

„Ich wurde," sagte er, „Anfangs Septembers vom

Lienzer Kläusel abgelöst, und begab mich nach Brunneken, wo man bei der Schutzdeputation viele Gesuche einreichte, mich an die Spitze der zu Buchenstein versammelten Kompagnie zu stellen, um über die Grenzgebirge Etwas gegen den Feind zu unternehmen.

„Ich schickte mich hierzu an, als Hofer mich einlud, zu ihm nach Sterzing zu kommen.

„„Just recht, Tonl,““ war seine Anrede bei meiner Ankunft. „„Du übernimmst das Oberkommando vom ganzen Pusterthale; das Sterzinger Gebiet und der Eisackkreis bis Kollmann und die umliegende Gegend gehört zu Dir, und willst Du Dich noch weigern, dieses zu übernehmen, so schicke ich einen Expressen an den Kaiser, und erkläre Dich für unthätig. Gieb die Schrift her, die ich Dir in Lienz ausgestellt habe (eine frühere Vollmacht).““ Nachdem ich sie herausgezogen, schrieb er mit eigner Hand darunter und drückte ein zweites Insiegel darauf: „„Jetzt marschire und mache, was Du willst; laß rädern, hängen, spießen, braten, alles nach Deinem Gutachten; Du bist unabhängig und mein bester Freund und Bruder. — Kannst Du nicht einen gewissen Pühler von Neumarkt brauchen, der mich gebeten, ihn anzustellen?““ — „Ja, lieber Bruder,“ antwortete ich, „mit Vergnügen. Er ist mein Blutsfreund und wird mir gute Dienste leisten. Ich freue mich, ihn zu sehen und zu umarmen!“ — Die Gläser wurden von der ganzen Versammlung unter dem Rufe: Es lebe ewig unser Kaiser Franz, un-

ser Erzherzog Johann! zusammengestoßen, daß die Scherben davon flogen. Hofer und ich fuhren hierauf nach Brunneken und Lienz zurück, in welcher letztern Stadt mir Lurheim ohne Anstand das Kommando und Kommandanten-Siegel übergab." Die Vollmacht aber von Hofer's Hand lautete folgendermaßen:

„Den Andoni Steger wirth die Comendantschafft auf Ein neies gegöben und verneiet, daß der solle in ganz Pusterdahl wegen der Verdeidigung Mannschafft zu comendiren, und haben sich alle Padalions-Comendanten bey selb zu melden und haben sich auch alle Schutz Depodationen mit ihm zu verstehndigen.

Störzing, d. 8. Septbr. 1809.

Andere Hofer, Ober-Comendant in Diroll.

Vielleicht ist dies Deutsche manchem Leser ziemlich undeutsch, und ihm zu Gefallen wollen wir wenigstens den Anfang in die gewöhnliche Schreibweise übertragen:

„Dem Anton Steger wird die Kommandantschaft im ganzen Pusterthal erneuet; er soll die Vertheidigungsmannschaften zu kommandiren haben und alle Bataillonskommandanten sich bei ihm melden." *)

Der gebildetste, vorurtheilsfreieste und doch dem Vaterlande treu ergebenste unter allen den höheren Kommandanten des Volkes war ohne Zweifel Michael Senn, Landrichter

*) Bartholdy, a. a. O. S. 18 u. 19.

in Nauders, welcher das Schicksal Tyrols nur um 4 Jahre überlebte, denn er starb 1813 als Magistratsrath in Wien. Wir werden ihn später, wenn auch nicht auf dem Schlachtfelde, doch als weisen, besonnenen und sich der Art, wie Tyrol hätte vertheidigt werden sollen, was es für seine Anstrengungen zu verlangen berechtigt sei, wohl klar bewußten Mann kennen lernen.

Bewundern muß man es aber immer, wie unter solchen Umständen in diesem Lande mit solchen Kräften so Außerordentliches geleistet werden konnte; bewundern muß man immer, wie diese wilden Kräfte sich leiten ließen, auf einen Punkt so oft zusammen hinwirkten. Nach und nach hatte sich wie von selbst eine gewisse Ordnung eingerichtet, die theils aus den uralten darüber erlassenen Weisungen von Maximilian und seinen Nachfolgern, theils aus der Erfahrung und theils aus der natürlichen Anstelligkeit der Tyroler hervorging. Zuletzt war im Kriege 1809 von einer förmlichen Conscription die Rede, welche namentlich Speckbacher einzuführen gedachte. Im Ganzen theilte man aber die männliche Bevölkerung von 16—50 Jahren in zwei Klassen: von 16 bis 36, und von da bis 50. Jahre. Im Falle eine gewisse Anzahl Schützen erforderlich war, ließ das Gericht loosen und sorgte für die Nahrungsmittel, wenigstens für die nothwendigsten, so wie für einen Sold von etwa zwölf Kreuzern. Traf einen Wohlhabenden das Loos, so konnte er einen Stellvertreter schicken, mit dem er Handel eines geworden war. Die Summe für

einen solchen hatte das Gericht überhaupt festgesetzt. Sie war nicht groß, wurde aber gern genommen, weil erstlich doch noch meist ein Uebriges gegeben wurde, und bei einem zweiten Loosen der Stellvertreter davon getroffen werden konnte, und ohne eine solche Prämie ausziehen mußte. Bei dringender Gefahr brach jedoch Alles auf. Wenn die Sturmglocke und das Feuerzeichen rief, dachte man nicht erst an's Loosen.

Die durch das Letztere gebildeten Kompagnien bestanden aus 100 — 150 Köpfen, und zwar aus:

Chargen.	Tägl. Sold.		Pferde-Ration.
Hauptmann	2 Fl.	— Xr.	30 Xr.
Oberlieutnant	1 =	8 =	20 =
Unterlieutnant	— =	56 =	20 =
Feldpater	1 =	8 =	
Fähnrich . . . . . . (Selten gab es einen.)	— =	54 =	
Fourier	— =	42 =	
Feldwebel	— =	42 =	u. s. w.

So war die Besoldung 1809 ausgeworfen, aber wohl zu merken, in Papier, das gewaltig schlecht stand, und dann erfolgte in dieser Zeit auch selten pünktliche Zahlung. Meist konnten die Gemeinden nur Lebensmittel auftreiben. Von Uniformen war wenig die Rede, wenn gleich der Schulmeister in Schlanders sich eine machen ließ. Noch weniger prunkte man mit Tressen. Den schönsten Feldschmuck suchte

ein guter Schütze in einem Federbusch oder einem Rosmarinsträußchen, mit Goldfaden durchflochten, einer Auerhahnfeder, die ihn als tüchtigen Kämpfer beurkundete. Ein Sträußchen, von der Dirne gegeben, zierte gewiß stets den Hut ihres Buhlen. Viele ließen sich den Bart wachsen.

Um schnell jede Nachricht befördern zu können, war an jedem Passe und wichtigen Bergjoche ein Bote angestellt, der das Papier gleich dem nächsten Posten überbrachte. Die Zeit des Empfangs hatte er bescheinigen müssen und ebenso ließ er sich die der Abgabe notiren, denn Verspätigungen wurden mit Geld gebüßt. Fehlte es auf weiten Zügen, über die Grenze des heimathlichen Thales hinaus, an Lebensmitteln, so wurde vom Hauptmanne für Rechnung der Gemeinde, aus der sie kamen, im ersten besten Orte das Nothwendigste requirirt. Oefters diente hierzu auch der Kredit des Kommandanten selbst.

Unnöthiges Blut zu vergießen fiel keinem Führer ein und verbot sich schon von selbst, denn hier galt der Befehlshaber nicht mehr und nicht länger, als er das Vertrauen besaß und Fähigkeit zeigte. War ein Hauptmann selbst sehr tollkühn, so folgte ihm deshalb noch nicht jeder nach, und die Oberkommandanten suchten ihn dann von seinem Posten zu entfernen. So ein Hitzkopf war z. B. ein Graf Mohr, der früher in österreichischen Diensten als Jäger gestanden hatte. Speckbacher sah ihn in einem Gefechte ganz unbesonnen sich und die Seinigen dem Feinde blosgeben. Schnell ließ

er den Schützen wissen, daß es ihnen freistehe, dem Grafen zu folgen oder nicht. In der Regel suchten die Tyroler allen möglichen Nutzen von ihren Bergen und Schluchten zu ziehen, von hier aus den Feinden nach Möglichkeit Abbruch zu thun, sie in Unordnung zu bringen und dann über sie wie ein Rudel Wölfe über eine vor Furcht blind gewordene Heerde zu fallen. In den hitzigsten Gefechten gingen aus diesem Grunde wenig Mannschaften verloren.

„Wollten wir einen Sturm wagen," erzählt Speckbacher, „so schlichen wir durch Hohlwege, wie Laufgräben, so nahe als möglich an den Feind, und stürzten dann mit Ungestüm, wie Hunde gegen Katzen, auf ihn ein, daß er kaum Zeit behielt, das Gewehr anzulegen, und noch weniger zu zielen. Mußten wir zurückweichen, so geschah es eben so eilig, und wieder auf Orte hin, wo uns irgend ein natürliches Bollwerk gegen die Kugeln schützte. Auch erlaubte ich denen, die kein Schießgewehr hatten, bei Affairen, vor dem Handgemenge, sich hinter Gebüschen und Steinen zu halten; bei Stürmen und nächtlichen Ueberfällen zog ich im Gegentheil Landleute, mit Knitteln, Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, vor."

Ueberhaupt verschmähte man es nicht, sich durch Erdaufwürfe und Schanzen zu decken. Alte Werke dergleichen wurden ausgebessert, verstärkt, vergrößert, neue schnell improvisirt. Solches geschah z. B. in Betreff jener

bei der Scharnitz, bei der Mühlbacher, Lienzer, Brixener Klause, und in Hinsicht der neuen wurde der Berg Isel ganz und gar zu einem Fortifikationswerke. Wo es galt, einen oder zwei tüchtige Schützen postiren zu können, warf man einen kleinen Erdwall auf. Felsenwände wurden angebohrt und ausgehöhlt, um sie herabstürzen zu können und so den Feind zu vernichten, und Landbaumeister, Ingenieure gingen dabei mit Rath und That zur Hand.

XX.

Fortsetzung.

Am schwierigsten war die Disciplin zu handhaben, besonders da oft die Lebensmittel fehlten, und ordentliche Bezahlung selbst nicht erfolgte, der darbende Schütze aber oft auch mit blutendem Herzen an Weib und Kinder daheim gedachte, welche ebenfalls vielleicht hungerten. Vom Fortlaufen der Leute durfte daher nicht viel Aufhebens gemacht werden, besonders wenn kein Feind zu sehen war, und es ist nicht ein Jota übertrieben, wenn Immermann den unermüdeten Speckbacher vor dem entscheidendsten Momente sagen läßt:

Du siehst mich schweißbedeckt und athemlos;
Die Hälfte meiner Mannschaft war davon
Und heimgegangen. Dieses Volk verläuft,
Sobald es einen Tag muß stille liegen.
Da trieb ich in der Eile, was ich konnte,
Aus allen nahen Orten mir zusammen;
Nothdürftig sind die Posten wieder voll.

Daß man auch ja nicht glaube, als ob jeder Tyroler Bauer ein Held gewesen wäre. Speckbacher nahm manchem Feigen das Gewehr, um es einem Andern zu geben, der Muth, aber keine Büchse hatte. Und so wie öfters ein französisches Regiment oder wohl gar eine Batterie von Napoleon angewiesen wurde, einer Kolonne zu folgen, sie von dem Umkehren abzuhalten, so sah sich auch Speckbacher einmal genöthigt, die Vintschgauer durch die Allgunder, die er in ihren Rücken stellte, zum Angriff treiben zu lassen. Sie nahmen es ihm aber so übel, daß sie ihn erschießen wollten. Die Allgunder und Passeyrer waren die besten unter allen; gleich nach ihnen kamen die Meraner, ihre Nachbarn, stark und tüchtig zur Arbeit, aber nicht gut zum Laufen, und deshalb nicht gut zur Verfolgung der Feinde.

Einzelne zeigten auch einen ungewöhnlichen Muth, weil sie einen Segen bei sich trugen. So zeichnete sich ein Schütze in einer Affaire am 14. Jun. außerordentlich aus. Er lief tolldreist in die feindlichen Posten und schoß seinen Stutzen wiederholt ab, indem er mit großer Fertigkeit frisch ladete. Endlich streckte ihn eine Kugel nieder, und bei'm Entkleiden fand man — einen gedruckten Segen. Wer ihn bei sich hatte, hieß es darin, „der ist sicher und frei an Seel' und Leib, vor Schießen, Hauen, Stechen, Schlägen, vor Mördern, vor Ertrinken, vor allem falschen Urtheil, auch falschen Zeugen und vor dem tödtenden Siechtag; es werden alle Kugeln von dir weichen; wenn schon tausend auf dich gegangen

wären, so wird dich keine nit treffen, werden von dir abweichen ꝛc." *)

Viele trugen auch feine leinene Calotten mit dem Kupferstich von einem Heiligen und Abbildungen aus der Passionsgeschichte auf dem Kopfe. Sie waren aus vier △förmigen Stücken verfertigt, Näthe und Rand mit rothseidenen Schnüren besetzt; die Seide war mit dem Blute des Heiligen gefärbt! Oft stellte so ein Bild die Maria mit dem Kinde dar, dem die heil. 3 Könige die Füße küssen. Ein anderes △ zeigte den heil. Valentin im Sarge. Das dritte △ hatte den heil. Franziskus und das vierte ein Jesuskind mit dem Reichsapfel, „das Gnadenbild der Hausmutter in dem fürstlichen Stift der Himmelspforten in Wien." Item, es half!

Daß es solche Landleute nicht gerade streng nahmen, wo sich die Gelegenheit ergab, etwas auf Kosten der unterliegenden Partei zu gewinnen, ist natürlich. Von Plünderung der feindlichen Soldaten kann hier kaum die Rede sein. Aber auch Privatpersonen entgingen solchem Geschicke nicht immer. Wir sahen ja, wie die Bauern nach Meran wollten, „die Herren ein wenig zu zwicken." Bisweilen aber wurden solche Scenen auch durch große Ehrlichkeit ausgeglichen. So hatte ein Bauer dem ehemaligen Landrichter Lacy in Sterzingen eine goldne Uhr genommen. Kurz nachher aber brachte sie ein anderer Bauer ihm zurück und nannte den Räuber, da-

*) Allg. Zeit., 1809, Nr. 174, S. 694.

mit nicht etwa ein Unschuldiger in Verdacht käme. Einem Herrn von Hippoliti nahm ein anderer Bauer ein Contreviolon, und brachte es seinem Pfarrer.

„Jetzt hab i mal was rechts für Euch schwarze Leut!" rief er ihm von unten hinauf zu.

„Was denn?" fragte der Pfarrer.

„An Poss!" (Einen Baß!)

Der Pfarrer aber, statt das Instrument zu nehmen, verwies ihm sein Unrecht so kräftig, daß er noch in der Nacht das Instrument dem zurücktrug, welchem er es entwendet hatte.

Am meisten richtete sich solcher Mangel an Disciplin gegen die Juden, welche der bigotte Tyroler überhaupt und dann insbesondere darum haßte, weil sie beim Ankaufe des Schmuckes in den von der baierischen Regierung aufgehobenen Klöstern betheiligt waren. So plünderten die Bauern in Innsbruck noch im Junius das Haus des Juden Uffenheimer, der schon unter der österreichischen Regierung hier ansässig gewesen war, nur aus diesem, gleichviel ob wahren oder vorgeblichen Grunde, so daß er um sein ganzes Vermögen kam und sich glücklich preisen mußte, mit Frau und Kindern Tyrol verlassen zu dürfen *).

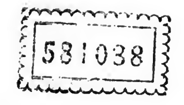
Am leichtesten mag sich dieser Mangel an Disciplin bei Behandlung der feindlichen Kriegsgefangenen geltend gemacht haben. Die damaligen Blätter und Flug-

*) Allg. Zeit., 1809, Nr. 179.

schriften erzählen viele Beispiele davon, ob es schon schwer ist, einige dergleichen vollkommen zu erweisen *). Gleich der Anfang der Insurrektion soll mit Ermordung von 700 französischen Konscribirten gemacht worden sein, welche zu ihrem Regimente nach Augsburg auf friedlichem Marsche begriffen waren. Einem baierischen Tambour — einem Knaben von etwa 14 — 16 Jahren — drückte ein Tyroler unbarmherzig mit beiden hineingeschobenen Daumen beide Augen angeblich aus ihren Höhlen; eine Grausamkeit, die leider am ehesten vorgekommen sein mag, denn in den oben beschriebenen Faustkämpfen (S. 31) ist es nicht ganz ungewöhnlich, daß dem Unterliegenden dies Schicksal, wenigstens auf dem einen Auge, widerfährt. Er steht dann auf, geht an den Brunnen, wäscht die blutende Höhle aus und drückt den Augapfel, mit etwas Salz bestreut, wieder ein, der nun zwar wieder anwächst, aber natürlich nie neue Sehkraft erhält **). Im ersten Augenblicke nach einem mörderischen Kampfe, und als von beiden Seiten Gräuelthaten begangen wurden, um die von dem einen Theile begangene frühere zu rächen, mögen allerdings schreckliche Dinge von Einzelnen verübt worden sein, aber in der Hauptsache war das Loos der Kriegsgefangenen nicht schlimmer, wie das in jedem andern Kriege, ja zum Theil viel besser. Die Offiziere erhielten von den Gemeinden nach Hormayr's Verordnung täglich 1 Gulden und jeder Gemeine

*) Ueber diese Vorgänge in der Folge.

**) Lewald a. a. O. S. 92 u. 93.





Winkler del.

SCHLACHT AM BERGE ISEL

den 29ten Mai 1809.

Leipzig, d. Binders Kunst-Verlag

SCHLOSS AMBRAS

und dritte Schlacht am Berge Isel, den 13ten August 1809.

Leipzig, L. Binders Kunst-Verlag.

18 Kreuzer, d. h. Papier. Als aber Hofer das Regiment übernommen hatte, sendete er die Offiziere in die Schlösser und die Gemeinen vertheilte er, hier zu arbeiten, auf die Bauernhöfe, wo sie die Kost erhielten. Nur Wenige suchten sich durch die Flucht zu befreien, da sich sehr zweifelhafter Erfolg in Aussicht stellte. Im September hatte sich aber die Menge der Gefangenen so vergrößert und die Last der Gemeinden gestaltete sich dadurch so drückend, daß man Hofern — ein Beweis, wie allerdings nicht immer Humanität hierbei vorwaltete — den Vorschlag that, allen das rechte Ohr abzuschneiden, und sie dann mit der Warnung zu entlassen, daß sie Kinder des Todes seien, wenn man sie zum zweitenmale ergriffe. Hofer's Herz war jedoch zu weich, solcher Barbarei sein Ohr zu leihen, und bald darauf hatte die Sache eine andere Wendung genommen, wo an solche Dinge nicht mehr gedacht werden durfte.

Wir sahen, wie Speckbacher auch eine große Menge, mit Dreschflegeln, Sensen, Mistgabeln ꝛc. bewaffnet, bald hinter einer Brustwehr des rechten Augenblicks harren läßt, wo sie zum Handgemenge verwendet werden können, theils gleich im ersten Angriffe mit ihnen stürmt. Es dient dies zum Beweise, daß nicht ein Jeder der Streiter als tüchtiger Schütze anzusehen war; im Gegentheil ist in diesem Kriege, wie auch schon in den früheren, die Zahl dieser von der Mannschaft des Landsturms gar wohl zu unterscheiden. Sie bildeten in diesem die Elite, und wie uralt solche ist, wie hoch sie ange-

sehen ward, geht am besten aus Maximilian's Landlibell hervor, das einen „Gereisigten mit Schießzeug" 1512 für zwei und einen halben Fußknecht rechnete. In der That war meist ein solcher Schütze der furchtbarste Feind; denn auf bewundernswerthe Ferne, in gerader Richtung, wie im Bogenschuß, traf er sein Ziel, ja mancher Schuß soll, kaum glaublich, zwei zugleich erlegt und drei verwundet haben, was dann nur durch eine Ladung von mehrern Kugeln bewerkstelligt worden sein könnte. Oefters erbte ein guter Stutzen vom Vater zum Sohne fort und erhielt den Namen Broad Boda, d. h. Brot- oder Nährvater, denn die Gemsenjagd, damit betrieben, nährte so gut und besser, wie ein anderes Gewerb. Die große Zahl derer aber, welche statt eines solchen Stutzen mit irgend einer Waffe in's Feld zogen, wie sie der Feldbau selbst giebt, wußten auch damit gar wohl umzugehen und schlugen mit den Dreschflegeln oder stachen mit Heugabeln so gut zu, daß ganze Kompagnien Reiter bald das Weite suchten oder gar kapituliren mußten. Was übrigens an alten Feldschlangen, Doppelhaken, Falkonets und dergleichen in Schlössern sich vorfand, ward alles auch gelegentlich in Bewegung gesetzt, und selbst die hölzernen Kanonen, welche schon 1703 versucht worden waren, und die man 1805 auf's Neue erprobte, kamen mehrmals daran. Man hatte in jenem Jahre Lerchenbäume von fast zwei Fuß im Durchmesser mit einem Brunnenbohrer von drei Zoll Weite zwei Klaftern tief ausgehöhlt; diesmal gab man der Seele

nur die Hälfte und faßte das Rohr mit einem einen halben Zoll dicken Eisenringe ein, der eine Hand breit war. Die Kugel wog drei Pfund und war von Lehm; die Ladung schwach; statt der Lafette diente ein Wagengestelle. Allmälig sah man, daß mit größerer Pulvermenge auch eine größere Kugel abgefeuert werden könne. Daß jedoch so ein Kriegswerkzeug nicht von entscheidendem Gebrauche sein konnte, ist klar, und außerdem benutzte man es schon deshalb nur wenig, weil das Pulver schwierig, mit Lebensgefahr kaum, zu beziehen war, ein Kanonenschuß aber so viel Pulver fraß, als sechs Büchsenschüsse, die ein viel sichereres Resultat lieferten.

XXI.

Die Oesterreicher rücken in Tyrol ein. — Chasteler.

So war der Kern des Völkchens beschaffen, welches in die Wagschale des Kriegs 1809 ein großes Gewicht legte, und ein noch viel größeres, höchst wahrscheinlich entscheidendes, gelegt hätte, wenn man auf österreichischer Seite einen festen, sichern Plan entworfen gehabt hätte. Allein ein unseliges Geschick wollte, daß man über den Antheil, welchen Tyrol hierbei übernehmen sollte, im Kriegsrathe zu Wien hin- und herschwankte, am wenigsten aber in die Idee des Erzherzogs Johann einging, dies Land zu einer für sich bestehenden großen Festung zu machen, mochte der Gang des Krieges sein, wie er wollte. Thaten die Tyroler so Unglaubliches Anfangs mit Unterstützung der einrückenden österreichischen Truppen, und dann ganz allein auf sich angewiesen, was würden sie geleistet haben, wenn immer eine Masse kampfgeübter Truppen, ein nöthiger Vorrath von Kriegsbedürfnissen und eine gefüllte Kriegskasse ihrem fast unerschöpflichen Muthe zum Rückhalte gedient hätte.

Darum konnte im folgenden Jahre Hormayr diesen Mangel an festem Plane in einem Berichte über den ganzen Feldzug an Graf O'donell, d. d. 29. März 1810, rügen. „Noch in der zweiten Hälfte des Märzmonats," sind seine Worte, „war man einen Augenblick nicht darüber einig, ob die italienisch-tyrolische Armee unter dem Erzherzog Johann nur aus einem oder zwei Armeekorps, nämlich aus dem 8. und 9. unter den Feldmarschalllieutenants Giulay und Chasteller bestehen sollte? — Schon war der Befehl gegeben, daß sich das 8. Armeekorps unter Chasteller über Salzburg auf dem linken Flügel der Haupt-Armee in Deutschland zöge, wahrscheinlich um dann erst, wenn hier ein entscheidender Schlag erfolgt wäre, sich durch Tyrol an die obere Etsch zu wenden. — Bis zum 7. April Abends war der Feldmarschalllieutenant Marquis Chasteller selbst ungewiß, ob nur die Brigade des Generalmajors v. Fenner oder der Feldmarschalllieutenant selbst mit einem Theile des 8. Armeekorps nach Tyrol gehen würde. — Erst die am 7. April Nachts in des Generalmajors Baron von Buol und in meiner Gegenwart im Posthause zu Villach mit Sr. kaiserl. Hoheit geschlossene Unterredung entschied für das Letztere. Der größere Theil des 8. Armeekorps sammt dessen Kasse und dem ganzen schreibenden Hauptquartier ging unter dem Feldmarschalllieutenant Grafen Albert Giulay nach Italien. — Daher, daß schon in den ersten Tagen der Vorrückung in das geldarme Tyrol sich dieser Mangel (der Kasse) auf das Drückendste

äußerte und eine in ihrer Progression immer bedenklichere Verlegenheit erzeugte."

So noch kurz vor dem entscheidenden Augenblicke hin- und herschwankend und auch zuletzt doch nur mit verhältnißmäßig geringer Streitkraft, kaum 10 bis 11,000 Mann stark, rückten endlich die Oesterreicher in Tyrol unter dem Oberbefehle des Feldmarschalllieutenants von Chasteler ein, indem die Generale Buol von Schaunstein und von Fenner im Befehl unter ihm standen. Chasteler schien ganz der Mann zu diesem Befehle. Geboren 1763 im Schlosse Mulbais in Hennegau und aus einer Seitenlinie der Herzoge von Lothringen stammend, hatte er sich schon früh in österreichische Kriegsdienste begeben und als Ingenieur beim Festungsbau im Frieden, wie als Soldat im Kriege ausgezeichnet. Die Festungen Josephstadt und Theresienstadt lernten ihn in ersterer Art kennen; im Türkenkriege wurde er unter Laudon beim Sturme von Novi mehrmals verwundet und war doch einer der Ersten auf der Bresche. Ebenso leuchtete sein Stern beim Sturme auf Belgrad, und in dem Revolutionskriege gab es wenig Waffenthaten, an denen er nicht Antheil gehabt hätte. So vertheidigte er 14 Tage das seit mehrern Jahren verfallene Schloß Namur, dessen zerrissene Mauern er mit Maschinen hergestellt hatte, und die Tage von Neerwinden, Famars, Valenciennes, Mortiennes, Avesnes, Maubeuge sind eben so viele Blätter in seines Ruhmes Kranze. Immer war er zugleich persönlich tapfer, so oft es nöthig war,

und bei Avesnes erhielt er, mitten in eine Truppe französischer Infanterie gerathen, acht Bajonnetstiche. Die Schlachten von Charleroy und Tournay gewannen ihm neue Lorbeeren und das Vertrauen des Feldmarschalls Clairfait, und damit ihm Nichts mangele, zeichnete er sich im Jahre nachher auch als Diplomatiker aus, wo er unter Graf v. Cobenzl bei der dritten Theilung von Polen beschäftigt war. Am meisten Ehre gewann er jedoch nach jeder Richtung hin in dem italienischen Feldzuge 1799 als Generalquartiermeister der österreichisch-russischen Armee, wo ihn eine Kartätschenkugel tödtlich verwundete, daß ihn von Zach ablösen mußte. Im folgenden Jahre, nach mühseliger Genesung, kommandirte er ein kleines Korps Truppen in Tyrol, welches jedoch in diesem Feldzuge wie ein neutrales Land behandelt wurde, als der Erzherzog Karl den Waffenstillstand nach dem berühmten, von Moreau erfochtenen Siege bei Hohenlinden eingegangen war. Die Oesterreicher und Franzosen gaben nur „Saufgarden" her, wie die Landleute sie nannten. Jene standen unter Chasteler's Oberbefehle, diese unter den französischen Generalen Nansouty und Demont. Chasteler benutzte aber die ziemlich stille Zeit, das Land in Hinsicht der Fortifikationen, der Organisirung von Milizen und Landsturm zu studiren, und da er zugleich sich den Ruhm erwarb, die Liebe der Eingeborenen gewonnen zu haben, da er in dem kurzen Feldzuge 1805 ein dort neuerrichtetes Regiment kommandirt, dem Divisionsgeneral Deroy ein siegreiches Gefecht beim Passe Strub

geliefert, dann bis Salzburg vorgedrungen, den Marschall Marmont aus Grätz momentan vertrieben hatte, so schien in der That kein Mensch jetzt geeigneter zu dieser neuen Unternehmung, als er. Daß diese Hoffnung fehlschlug, werden wir allerdings sehen. Zum Theil lag die Schuld in jenen angeführten, von ihm nicht abhängigen Umständen, zum Theil scheint aber auch der persönliche, kräftige Geist von ihm gewichen zu sein, der ihn in den genannten Tagen beseelte, oder zufällige Dinge haben ihm damals zu einem Ruhme verholfen, der größer war, als er hätte sein sollen.

In Wien ward (8. April) die Kriegserklärung unterzeichnet und in demselben Augenblicke, also noch ehe der Krieg dem Gegentheile selbst angekündigt wurde, gingen auch die k. k. Truppen über die Grenze. Man machte feindlicher Seits großes Aufheben von diesem Verfahren, jedoch war hierbei nur die Form allein verletzt, denn schlagfertig hatte man sich schon geraume Zeit einander gegenüber gestanden, und Napoleon war nur so lange in Paris geblieben, als nöthig war, zu sehen, ob der Hauptschlag in Deutschland oder in Italien geschehen solle. Andreas Hofer, der sich, gleich dem Kaffeeschenken Rössing, verborgen gehalten hatte, war eben in seine Wirthschaft heimgekehrt, als ihm ein Schreiben des Intendanten von Hormayr am 8. April Abends zukam, worin er benachrichtigt wurde, wie und wenn der Sturm in Tyrol losgehen sollte. Der Sandwirth war außer sich vor Freude, und mit dem Major von Teimer, welcher seit einigen Tagen

schon bei ihm sich aufhielt, wurde fleißig gebechert, aber auch eine Proklamation oder vielmehr Ordre ausgearbeitet, aus welcher ein Jeder, was ihm oblag, ziemlich im Allgemeinen abnehmen konnte. Natürlich hatte Hormayr hierzu, wenn auch nicht die Form, doch den Stoff gegeben, und Teimer diesen dann in erstere gekleidet.

Sie lautete:

„Offene Ordre.

Am 9. April früh Morgens marschiren Herr General Hiller aus Salzburg nach Unterinnthal, und Herr General Chasteler aus Kärnthen nach Pusterthal in Eilmärschen. Am 11. oder 12. April wird Ersterer in Innsbruck und Letzterer in Brixen eintreffen. Die Mühlbacher Klause wird auf Befehl Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Johann von Pusterthaler Bauern, der Kuntersweg von Rittnern, doch so besetzt, daß Alles, was aus Botzen nach Brixen marschirt, passiren gelassen und erst dann die allerstrengste und wirksamste Sperre angelegt, sobald man bemerkt, daß sich das baierische Civil oder Militär aus Brixen nach Botzen flüchten will. Aber es darf dann gar nichts mehr vorbei gelassen werden, nicht einmal Fuhrwerk. Herr Kölbl, Bauersmann am Ritten, soll auf Befehl des Erzherzogs Anführer am Kuntersweg sein. Was sich am Ritten oder sonst wo immer an königlichem Aerarialgut findet, soll mit Zuziehung dreier rechtschaffener

Männer in Beschlag genommen und gut verwahrt werden. Der Personen, so wie der Papiere jener baierischen Beamten, die sich während der baierischen Regierung gegen das Haus Oesterreich oder die Tyroler besonders gehässig gezeigt haben, ist sich mit Art und Ordnung, ohne die geringste Mißhandlung, zu versichern. Vom Ritten soll auch von den Ortsbewohnern Niemand, habe er Vorwand, was für einen er will, nach Botzen gelassen werden. Die Löhnung der Gemeinen wird nachträglich, wie der Erzherzog Johann oder General Chasteler ankommt, gleichwie auch die Offiziersgagen, bezahlt werden. Ebenso wird für Kaltern und die dortige Gegend, als Salurn, Neumarkt u. s. w., als Kommandant auf Erzherzog Johann's Befehl erwählt Johann von Morandel zu Kaltern, der bereits seine Weisung, was zu thun ist, hat. In Nonnsberg kommandirt Herr Graf von Artzt.

Gegeben am Sand im Gericht Passeyer, am 9. Apr. 1809.

Martin Teimer.

Andre Hofer, Sandwirth."

Kaum war das Blatt in mehrern Abschriften fertig, als Major Teimer so schnell als möglich in's Oberinnthal eilte, dort persönlich den Landsturm aufzubieten. Wie er sich hierbei benahm, haben wir in Schlanders schon zu sehen Gelegenheit gehabt. Hofer seinerseits sendete Abschriften von jener Ordre schleunigst an alle vertraute Wirthe, die nur

erreicht werden konnten, und wer sonst im gewagten Bunde war. Namentlich wurde auch natürlich Speckbacher gleich damit bekannt gemacht, der das Unterinnthal zu bearbeiten hatte. Jeder, welcher solche Nachricht erhielt, hatte wieder seine Vertrauten und that ihnen das Bevorstehende, was sie zunächst wissen sollten und mußten, nämlich zu den Waffen zu greifen, über welche sie gebieten konnten, und des ersten Rufs gewärtig zu sein, mit einem Zettel kund, auf welchem nur geschrieben stand:

„Es ist Zeit!"

Bedeutsame Worte, die doch dem nicht Eingeweihten nichts verriethen, und Weiber und Kinder trugen diese Zettel von Gehöfte zu Gehöfte, von Berg zu Berg, ohne selbst zu wissen, daß ihre Botschaft die Furie des Kriegs erwecke, welche über das Land die volle Schale ihres Zornes ausgießen sollte. Da aber doch nicht Jeder, dem es zu wissen nöthig war, einen solchen Zettel so schnell, als es nützlich schien, erhalten konnte, so streuten die oben auf den Bergen Wohnenden Sägespäne oder auch wohl Mehl in ihren nahen Bach, oder gossen das Blut frisch geschlachteter Thiere hinein, und wo der Bach seinen Lauf hinlenkte, verkündete er rauschend, welche Stunde bald schlagen werde; wer aber, was er sagte, verstand, warf ihm neue Sprachelemente zu. Der Inn dagegen trug Balken und Breter auf seinem Rücken, auf denen oft ein rothes Fähnlein prunkte, und ehe der 10. April um war, hatten auf so einfache Art, mitten unter den Feinden, beobachtet von allen

Beamten, groß und klein, Tausende erfahren, welcher Trunk beim Sandwirth Andreas Hofer für Letztere aufgethan werden sollte. Jeder holte den verborgenen Stutzen hervor; wer es versäumt hatte, Kugeln zu gießen, schritt eilig zu diesem Geschäft; die Tasche ward wohl mit ihnen, wie mit Lebensmitteln versorgt, um treu auf dem Posten ausharren zu können, und nun eilte man, das letzte Zeichen ungeduldig klopfenden Herzens erwartend, zu dem Nachbar, der noch nicht mit dem großen Vorhaben bekannt war, auch ihn davon zu unterrichten, — denn jetzt konnte er nichts mehr davon verrathen, wenn er unbedachtsam oder einfältig oder boshaft genug gewesen wäre, — dann aber endlich mit ihm nach dem Sammelplatze zu wandern, welcher schon längst für die verhängnißvolle Stunde erkoren war.

Und wenn nun auch dennoch gar Vielen, namentlich in den Städten, das große Werk noch unbekannt geblieben wäre, so weckte sie ein Aufruf, der, aus Hormayr's Feder kommend, so wie einer vom Erzherzog Johann unterzeichnet, das Feuer der Tyroler in einer Art schürte, daß kein einziges Blatt damals, selbst die Allgemeine Zeitung Cotta's nicht, denselben nur im Auszuge oder in Bruchstücken zu geben wagte.

XXII.

Aufrufe an die Tyroler.

Die Proklamationen unterscheiden sich in der That von ähnlichen Aufrufen, die aus dem österreichischen Hauptquartiere des Erzherzogs Karl kamen, durch eben so große Energie, wie jene durch eine widrige Breite.

„Auf, Tyroler, auf!" lautete die erste, „sie ist da die Stunde eurer Erlösung! — Kaiser Franz, den vielgeliebten, Euch entrissenen, in Kurzem wieder gegebenen Landesvater, rufen noch einmal die heiligsten Pflichten zu den Waffen; — Pflichten für das erhabene, in seinen meisten Gliedern gekränkte oder beraubte, in seinen Grundvesten bedrohte Kaiserhaus; Pflichten für die Monarchie, die nun, nachdem durch übermächtigen Krieg, oder ungetreuen Frieden ringsum alles entwaffnet, unterjocht, einverleibt, oder zerstückelt ist, allein noch hervorragt, wie ein Fels aus der Sündfluth, als der europäischen Freiheit einzige, — und **letzte Wehrmauer.**

Kurz und unvermeidlich war die Wahl, die der Vertilger aller alten Fürstenhäuser, der Zertrümmerer alles dessen, was biedern Herzen werth und heilig ist, der Todfeind aller Freiheit und Selbstständigkeit, in seinem offenbaren Streben nach der geistlichen und weltlichen Oberherrschaft der Welt, unserm geliebten Kaiser annoch übrig ließ.

Entweder gleich jetzt das Schwert zu ziehen, zur Nothwehr, jetzt, wo Napoleon's Heere noch am andern Ende Europa's beschäftigt sind, dem edelstolzen Spanien das Fremdlingsjoch aufzuzwingen, oder aber still zu warten, bis er, nach vollendeter Ausödung und Knechtschaft Spaniens, alle alten und neuen Kräfte der Bezwungenen und der Eingeschläferten sammle, und gegen Oesterreich führe, um auch noch dieses erste, letzte und einzige Hinderniß seiner Herrschsucht zu sprengen. — Hat er das nicht schon ungescheut angekündigt? Nannte sich nicht schon Joseph Bonaparte sogar einen Erzherzog zu Oesterreich und Grafen zu Habsburg? *)

Die Wahl ist geschehen. Schauet auf uns! Schon ist Alles in Bewegung, auf daß der große Entschluß nicht nur gefaßt sei, sondern auch mächtig vollzogen werde. Schauet herüber, wie sie überall mit Macht und Schnelligkeit sich entfalten, die unerschöpflichen Kräfte des, der gemeinsamen Sache der Welt, und sich selbst getreuen Oesterreichs! —

*) Wo, wann und wie? Anmerk. des Verf.

Schon suchet der Erzherzog Karl die Felder von Amberg, Würzburg, Ostrach und Stockach, auf denen er binnen wenig Tagen wiederholte Siege über die berühmtesten feindlichen Feldherren erfocht. Schon erblickt ihr sie wieder von euren Landmarken aus, die wohlbekannten schwarz und gelben Fahnen. — An ihrer Spitze werdet ihr ihn wieder sehen, den geliebten Erzherzog Johann, dem von der Scharnitz bis zum Montebaldo, und vom Kreuzberg bis zum Tonal jeder Fleck Erde bekannt, und werth ist, der keinen höhern Stolz hatte, als ganz der Eurige zu sein, und keinen bitterern Augenblick als den, da ihn, unbesiegt, ja unangegriffen, entfernte beispiellose Unfälle von Euch abriefen.

Unmöglich ist, daß wieder eine Trennung werde, wie 1805. Wer fühlt nicht tief und lebendig: es gelte diesmal, und zwar für immer der Erhaltung, oder dem Fall des ganzen Kaiserreichs. — Auf die tyrolischen Alpen, von Maximilian I. und Karl V. der Schild und das Herz Oesterreichs genannt, haben unsere alten Fürsten gebaut und getraut; bauen und trauen auch wir — im unüberwindlichen Verein mit Salzburg und Innerösterreich, Meister des Schlüssels von Deutschland und Italien.

Nicht mehr, wie in den vorigen Feldzügen, kann und wird ein, in Deutschland oder Italien erlittener Unfall die Räumung Tyrols nach sich ziehen. — Nein, diese Höhen, diese Pässe werden gehalten werden, bis auf den letzten

Mann; damit müssen wir gewinnen, oder ersetzen, was etwa anderwärts mißlingen mag. — Der Feind soll erfahren, daß wir aus vielfältigem Unglück das Geheimniß erlernt haben, ihm die Spitze zu bieten, — er soll an unserer Eintracht, an unserer Treue und wieder errungenen Freiheit erfahren, was einst das weltherrschende Rom an den Parthern, die Araber in Asturien, die Türken an Skanderbegs Epirus, was Frankreich in den Cevennen, in der Vendee, und letztlich auch noch durch eine Handvoll Montenegriner, was es vor Saragossa und in der Sierra Morena erfuhr!

Zwar — der Presburger Frieden (leset ihn, Brüder, ob ihr im Stande seid, einen Artikel zu finden, den Frankreich und seine Bundesgenossen nicht gebrochen und verhöhnet haben?), dieser unglückliche Frieden hat das Band gelöst, das Oesterreich und Tyrol 443 Jahre lang glücklich aneinander knüpfte. Tyrol wurde abgetreten, aber nicht preisgegeben der Willkühr eines erzürnten Siegers, oder der Begier eines, für seinen Treu- und Lehnsbruch damit belohnten Nachbars. — Nein, auch in dieser bittern Zeit verklärte sich wieder jene „alte österreichische Treue" in der Sorgfalt gegen alle Theilung oder Zerstückelung des Landes, und für die Erhaltung der alten, mit Recht allen so theuern Verfassung.

Mit feierlichem Vorbehalt aller seiner Rechte und althergebrachten Freiheiten, kam Tyrol 1363 an Oesterreich. Zahlreiche, bei jeder

Regierungsveränderung erneuerte Briefe, Eidschwüre und Reverse, haben diesen Vertrag zwischen Fürsten und Volk geheiligt.

„Nur auf dieselbe Art, unter denselben Titeln und Rechten, und wie Ihre Majestät der Kaiser und König Tyrol besaßen, und nicht anders," also mit einer ausdrücklichen Verwahrung seiner Freiheiten und seiner Verfassung, wurde Tyrol im 8. Artikel des Presburger Friedens an Bayern abgetreten. Diese letzte Sorge des scheidenden Landesvaters (noch von Holitsch aus unterm 29. December 1805, im ersten Augenblick, als er den unterzeichneten Frieden empfing, den getreuen vier Ständen auf ihre Vorstellung vom 14. d. M. eröffnet) war der einzige Trost jener schweren Stunde.

Aber dabei konntet ihr unter dem fremden, neuen, aufstrebenden Königreich Bayern, trotz alles Friedens und Rechtes, doch nicht bleiben. Ihr galtet ihm nur für eine kostbare Festung, die es für Frankreich, ungern genug, erhalten mußte, die es gar zu gern um das erste beste einträglichere Land wieder hingeworfen hätte. — Völker ohne Freiheit, unter Fürsten ohne Freiheit, das ist das Trauerspiel unserer Tage. — Um eine schnöde, nur die Last seiner Ketten vermehrende Vergrößerung, hat Bayern die eigene Freiheit verkauft, wie hätte es euch die eurige lassen können, ohne seines eigenen Zustandes dadurch immerwährend zu spotten? — Noch jetzt läßt sich ja Bayern äffen mit Aussichten auf reiche Beute

aus der Zertrümmerung Oesterreichs; durch so viele schreckende Beispiele noch immer nicht gewarnt, daß, wenn Oesterreich fiele, Bayern, wie Spanien seiner angebornen Fürsten beraubt, nur einen Theil ausmachen würde von dem großen neuen Reiche, zu dessen Beherrschung sich gewiß noch irgend ein Bruder, Vetter, oder Marschall Napoleon's finden würde!!

Das königl. bayerische Patent vom 14. Jänner 1806 versicherte, die Tyroler sollten „nicht nur bei ihren wohlerworbenen Rechten und Freiheiten kräftigst gehandhabt, sondern auch ihr Wohlstand im höchsten Grad befördert, und die Wünsche der getreuen Landschaft jederzeit mit ganz besonderer Aufmerksamkeit vernommen werden."

Unzählige mal wurde des Königs eigenes, den Deputirten in feierlicher Audienz ertheiltes Wort erzählt, überschrieben und gedruckt: „Kein Jota solle an der Verfassung geändert werden. Er schätze die Trauer der Tyroler um ihren vorigen Landesherrn, werde sichs aber zur angelegensten Pflicht machen, so für sie zu sorgen, daß er einst bei seinem Ableben eben so innig beklagt würde."

Wie erfreute euch, ihr biedern geraden Seelen, dieses urkundliche und königliche, die Bedingung des Friedensschlusses nur wiederholende Wort?! — und wo waren wenige Monate darauf eure Stände, eure Verfassung, eure Rechte und Freiheiten, wo war der so laut angekündigte erhöhte Wohlstand?? Diese eure, nicht umsonst erhaltenen, und stets

muthig vertheidigten Freiheiten, die Reverse der alten Landesfürsten, der Lohn eurer, in Jahrhunderten nie befleckten Treue — die Landesordnung und jene Statutarrechte, die nach den Bedürfnissen und Erfahrungen der Zeiten und Orte bemessen waren, nicht nach dem doppelschneidigen Richtmaß einer erzwungenen Gleichförmigkeit, die klüger sein will, als die Natur, und auf unsern Bergen eben so hausen, wie in Bayerns oder Frankens fruchtbaren Ebenen. — Die Schlüsse unserer, auf offenem Landtag, oder zu engerem Ausschuß versammelten Väter — das Landlibell, und jene Zuzugsordnungen, die Grundgesetze der Selbstvertheidigungspflicht, wo sind sie? Brüder! Landsleute, wo? — Von Niemandem beobachtet, weil der Eigenwille der Fremden sie nur verspottet, aber darum von euch nicht vergessen, modern sie im Archiv eurer Unterdrücker! Diener des Altars! Euch haben sie zuerst, euch haben sie mit der geifernden Erbitterung angegriffen. So lag es in ihrem Plan, so mußte es kommen. Wenn ein Volk seiner Freiheit, ja sogar seines Namens beraubt worden, wenn aller Gemeinsinn weichen, und einer leblosen Gleichgiltigkeit und knechtischen Unterwerfung Platz machen soll, wie könnte man das besser anfangen, als indem man den allerersten Streich gleich auf das Heiligste führt? — Fällt dieses, duldet der freie Gebirgsbewohner solchen Frevel, so mögen die Unterdrücker sicher frohlocken über das unfehlbare Wahrzeichen, daß sie alles mit ihm anfangen können, daß der gute Geist der Väter völlig gewichen

sei, die für Glauben und Verfassung willig Gut und Blut aufgesetzt haben.

Aber Gott sei gelobt, die schmachvolle Rechnung hat sie betrogen. In seinem Innersten empört, nur darüber ungewiß, ob sein wider diese Vergewaltigung, ohne fremde Unterstützung, ganz allein aufgehobener Arm nicht das Uebel noch ärger machen würde, hat der Tyroler knirschend hingesehen auf die mit einem Federzug der uralten Existenz beraubten Abteyen und Klöster, auf das gestohlene und verschleppte Kirchengut, auf die vertriebenen Bischöfe und Priester, auf die gesperrten und entheiligten Kirchen, auf die absichtlich an Juden*) verkauften Kelche, auf jene in den Bayern und in ihren noch verächtlicheren Helfershelfern überall sichtbare Wuth zu neuern und zu zerstören, ganz unbekümmert, ob diese Elenden auch im Stande seien, statt des Alten etwas Besseres, und nur eines von jenen ehrwürdigen Banden wieder herzustellen, deren sie hunderte mit vermessener Ungeduld zerrissen haben?!

Eine höhere Schickung hat des Tyrolers gerechten Zorn zurückgehalten, bis seine übermüthigen Zwingherrn reif waren zur Rache, bis sie geschlagen hatte, die Stunde der Erlösung! — Nun ist sie da, nun ist es auch an euch, ihr Diener der Kirche, die ersten hervorzutreten, um die Schmach des Hauses des Herrn zu rächen, und auf den Kanzeln, im Beichtstuhl, am Altar Donnerworte zu reden. —

*) ?? Anmerk. des Verf.

Leget die Hand aufs Herz; ist's nicht eine heilige Sache, für die wir euch aufrufen, die Sache des Glaubens, die Sache der Freiheit? — Auch Bonaparte kennt eure Macht auf die Gemüther. Auch er, der das sichtbare Oberhaupt der Kirche in harter und dürftiger Gefangenschaft hält, spendet gleichwohl in allen Theilen der Erde, an die er die blutbefleckte Hand legt, euch Priestern zuerst Worte des Trugs, um durch euch den Muth der betrogenen mißhandelten Nationen zu lähmen. Er hat erfahren, was Volkes-, was Meinungs-Krieg ist, und zittert davor. — Wie in Aegypten den Alkoran, so will er in Europa bald das Evangelium, und bald den Talmud mißbrauchen, damit er die Völker ungestraft beraube, feßle oder würge — aber des Antiochus Gebet ist nicht durch die Wolken gedrungen!

Ihr Ritter und Herrn vom Adel! — daß Wir vor dem Gesetze in Rechten und Abgaben alle gleich waren, war der Edelstein der ehrwürdigen und zertrümmerten Verfassung, und es ist ein schöner Charakterzug, daß wir in unsern Jahrbüchern nicht finden, der Adel hätte je begehrt mehr zu sein auf Kosten seiner Mitbürger, oder mehr zu haben, als einen berühmten Namen; und auch diesen mißgönnen euch die Bayern und wollen, ihr solltet euern Adel erst beweisen, und was Jahrhunderte lang gegolten hat, einer neuen Prüfung unterwerfen, wie denn überhaupt bei ihnen nichts gilt, was nicht von ihnen kömmt, als wenn sie die Macht hätten, eben so alten Herzens- und Wappen-Adel zu

verleihen, wie sie fortan Siegel und Pergamente machen können.

Und ihr von Städten und Gerichten! — Emsige Bürger und Handelsleute, fromme, redliche Bauern, was regt sich in euch, deren Gewerbs- und Handelsinteressen dem übermächtigen Italien durch einen Vertrag aufgeopfert wurden, dessen Folgen ihr erst bei wieder eintretendem Seefrieden recht fühlen werdet? — in euch, die ihr mehr oder minder alle leidet unter der, durch unweise, nur auf augenblickliches Plus in den Zollkassen berechnete Verfügungen herbeigeführten Verminderung des Transito? — In euch, deren Brüder und Söhne, trotz des allzufühlbaren Mangels arbeitsamer Hände beim Wein- und Ackerbau, der Conscription unterworfen und hinweggeschleppt werden sollen zu streiten gegen Oesterreich, ihren rechten natürlichen Erbherrn, oder nach Spanien, oder wider Russen und Preußen, wider die ja schon alle eure deutschen Brüder ihr Blut verspritzt, und zum Lohne dafür noch ehrenrührigen Tadel und Hohn eingeärndtet haben.

Verspottet haben die Bayern Oesterreichs Bankozettel. Freilich haben sie euch mit Papiergeld verschont und verschonen müssen, weil dazu Credit gehört, den sie nirgend finden. Gleich einem Wunder haben sie die Schnelligkeit gepriesen, mit der sie euch von diesem Uebel befreiten, durch den Verlust der Hälfte eurer Habe, durch drückenden Geldmangel, durch Unwerth der vorhin theuer angekauften, und noch im-

merfort hoch besteuerten Realitäten, durch Zahlungsunvermögenheit und Exekutionen ohne Ende, durch die so mancher bedrängte Hauswirth sein Obdach, und den mit sauerm Schweiße bestellten Acker verlassen, und Taglöhner werden, oder mit Weib und Kind das Mitleid derjenigen ansprechen mußte, die barmherziger waren, als seine, stets Menschenliebe und Großmuth, freilich nur im Munde führende Regierung. — Und überdieß, so empfindlich es auch den österreichischen Finanzen fallen mag, es sollen euch keine Bankozettel mehr aufgedrungen werden; das sei euch der größte Beweis, was Oesterreich von euch hofft, was es bereit sei, dafür aufzuopfern, daß eine so edle Perle wieder in seiner Kaiserkrone glänze!

Tyroler, Tyroler! was fühlt ihr denn bei diesem nun verbannten, sonst so vertraut anklingenden Namen: — — Nach dem Sturz aller eurer Urrechte und Gesetze ist auch dieser, ohnehin stets rühmliche Name verboten, sowie es bei dem allergrößten Verbrechen zum ewigen Schanddenkmal den Kindern verboten ist, des lasterhaften Vaters Namen zu führen! — —

Nach den Flüssen ist nun Tyrol eingetheilt und benannt, damit, wie das Wasser ohne Farbe ist und ohne Geschmack, also auch ihr ohne Leben und Gemeinsinn sein sollet, stumpf gegen die böslichste Mißhandlung.

Vergleichet nun mit diesem traurigen Zustand, ohne Constitution, ohne Kraft, ohne Freiheit, ja ohne Namen, ver-

gleichet damit die vorige Wohlfahrt und die unzähligen Gutthaten eurer alten österreichischen Fürsten, gedenket der durch Friedrichen mit der leeren Tasche wiedergebornen Gleichheit aller Stände, der herzinnigen Vorliebe des großen Maximilian — der ehrenden Aufmerksamkeit Carls V., der sanften Pflege alles Schönen und Nützlichen unter Erzherzog Ferdinand und dem Deutschmeister Maximilian — jener kräftigen Handhabung innerer und äußerer Sicherheit durch Claudia wider Franzosen und Schweden und Uebelgesinnte. — Waren die Bayern bei Strub und Iglau unwiderstehlicher als die, welche in dem ewig unvergeßlichen Jahre 1703 der sieggewohnte Max Emanuel in unsere Thäler geführt hat? — Sind Napoleons Marschälle größere Helden, als Catinat und Vendome, deren Ruhm dazumal an unsern Felsen scheiterte? Fraget eure Greise, wie die große Theresia in dem Kampfe wider halb Europa ihr väterliches Erbe behauptet hat, das der Bayerfürst schon in seinen Titeln führte? Erinnert euch, wie selbst Joseph ganz anders reformirte! und welche große Gefahren ihr unter Franz, unter Oesterreichs Schirm zum ewigen Ruhm glücklich! bestanden habt?

Und wenn ihr alles das, und wenn ihr wieder dessen gedenket, wie Bayern durch den treulosen Bruch der Bedingung des Friedens, unter der es Tyrol erhielt, und aller seiner schönen Verheißungen, sich seines Rechtes selber verlustiget — und daß ihr ihm niemals einen Eid der Huldigung geschworen habt, — bleibt dann in eurer

treuen Brust noch Raum für einen Gedanken, und kennt eure Zunge noch ein anderes Wort, als: „Erlösung!"

Von diesem Aufruf existirte auch ein Auszug viel kürzer noch, viel populärer, mit dem Schlusse: „Wohlan denn! so geschehe rasch und einhellig, was zur schleunigen Befreiung des Vaterlandes noththut. — Pulver, Blei, das sei die Speise für eure Feinde, die auch die Unsrigen sind; sie sollen den Weg zu ihren feilen Herzen sicherer finden, als euer Unglück und eure Bitten ihn gefunden haben. Gewehr, Pulver und Blei und ein alttyrolisches Herz bringt uns entgegen, alles Uebrige mag der Feind rauben. Wir versichern euch dafür Ersatz und Rache. Der ist ein Feiger und Verräther, der sich wegschleppen läßt als Recrut unter ihre Fahnen. In Feld und Wald und ins hohe Gebirg, in diese Freistätten, welche Gott selbst euch so nahe hingesetzt hat: dahin flüchtet eure Jünglinge; wir eure Retter sind ja nah, empfangen euch mit offenen Armen, führen euch in wenig Tagen in die Heimath zurück. Hütet euch ja früher loszuschlagen, als die Oesterreicher innerhalb eurer Grenzen stehen; lasset euch darüber durch keine voreiligen oder boshaften Nachrichten täuschen. — Trotzet nicht der offenen Gewalt zahlreicher Feinde, aber lasset sie auch niemals auf die Höhen, dort müsset ihr Herren bleiben, sie Tag und Nacht in ewiger Unruhe erhalten und so durch unaufhörlichen kleinen Krieg nach und nach aufreiben. Schneidet ihnen Lebensmittel und Nachrichten ab, so verlieren sie den Muth und ergrei-

sen eine schimpfliche Flucht. Wie ihr die Oesterreicher über euern Grenzen seht, so verkündigen Freudenfeuer und Sturmläuten diese Freudensbotschaft alsogleich im ganzen Land! Jung und Alt erhebe die Waffen für Kaiser und Vaterland, für Freiheit und Wohlfahrt, für das große Werk der Erlösung!"

Ungemeinen Eindruck machte der folgende Aufruf des Erzherzogs Johann:

„Tyroler! Ich bin da, das Wort zu lösen, das ich euch am 4. November 1805 gab: daß gewiß die Zeit kommen werde, wo mir das hohe Vergnügen zu Theil werden wird, mich wieder mit und unter euch zu befinden."

Gedenket auch ihr der Worte, die ihr in eben jener bittern Abschiedsstunde, die ihr noch zu Sterzingen und Bruneckern zu mir gesprochen habt, die mein Trost gewesen sind und meine Hoffnung, und die nicht durch meine noch eure Schuld, sondern nur durch anderwärtige, beispiellose Unfälle nicht gleich damals in Erfüllung gegangen sind.

Der durch eben jene Unfälle herbeigeführte Preßburger Frieden hat vielmehr jenes wohlthätige Band, das euch seit einem halben Jahrtausend an Oesterreich knüpfte, leider! vollends zerrissen. Aber selbst, als es entschieden war, Tyrol werde nicht nur vom österreichischen Kaiserstaate getrennt, es werde auch nicht dem Durchlauchtigsten Erzherzog Großherzog zufallen, sondern das neue Königreich Bayern durch

diese Perle vergrößert werden, da gedachte noch der scheidende Landesvater seiner geliebten Kinder mit unveränderter Sorgfalt und mit jener alten österreichischen Treue. Das Vorhaben, Tyrol zu zerstücken, das nördliche Baiern, das südliche aber Italien zuzutheilen, wurde noch glücklich verhindert. Unzertrennt mit allen seinen Rechten und Freiheiten, mit Beibehaltung seiner Stände, seiner Constitution, seiner Abgaben — und Vertheidigungs-Systems — mit einem Worte —

Nur auf dieselbe Art, und nur mit denselben Titeln und Rechten, wie Se. Majestät der Kaiser und König es besessen hatten, und nicht anders — nur so ging Tyrol an Bayern über.

So war die Bitte erfüllt, welche die treuen vier Stände in ihrer rührenden Vorstellung vom 14. December 1806 meinem allergnädigsten Kaiser und geliebtesten Herrn Bruder dringendst ans Herz gelegt hatten. — Mit tröstendem Bewußtseyn vernahm der Kaiser die feierliche und öffentliche Wiederholung dieser Friedensbedingung von Seite Bayerns, durch das Besitznahmspatent und durch die den Deputirten gegebenen Zusicherungen.

Die nach Innsbruck abgeordnete k. k. Uebergabs- und Abrechnungs-Hofcommission kam in ihren Eröffnungen, und insbesondere in ihren Dank- und Abschiedsschreiben an die Stände vom 10. April 1806 nochmals auf diesen, dem Herzen Sr. Majestät so theuern Gegenstand zurück. Bekanntlich wurde diese Commission zu Anfang des Junius ohne Antwort auf

ihre Noten und Anfragen, unter nichtigen Vorwänden, auf eine nicht nur unfreundliche, sondern sogar unanständige Art entfernt, damit sie nicht Zeugin sei von den, Woche für Woche auf einander folgenden Verletzungen dieses Friedensartikels, damit ihre Gegenwart die Tyroler nicht um so lebhafter an die guten alten Zeiten erinnere!

Wie man Euch, biedern Tyroler! diesen Artikel des Preßburger Friedens gehalten hat, so sind alle übrigen gehalten worden. Was Se. Majestät, der Kaiser und König zeither geduldet, gethan und nachgegeben haben, um ihren getreuen Völkern wenigstens diesen, wenn gleich nachtheiligen Frieden zu erhalten, weiß alle Welt, und unsere Gegner am besten.

Der Kaiserhof wird und muß seine besondern, zahllosen, gerechten Beschwerden an den partheilosen Richterstuhl der Mit= und Nachwelt bringen. Er wird hierbei eher seine unermüdete Langmuth und Geduld zu rechtfertigen haben, als daß er jetzt, um das Aeußerste abzuwenden, um dem letzten Streich zuvorzukommen, zur Nothwehr greift! — aber warum ist der Krieg ein allgemeiner, nothwendiger, heiliger Krieg? Warum wird er geführt? — Darum, daß nicht eine schon an sich übergroße Macht auch noch allein bewaffnet bleibe, und die andern alle ungerüstet, folglich ohnmächtig: — Darum, daß nicht zuletzt Alle Einem dienen, und zwar Einem, welchem ursprünglich Keiner zu dienen verpflichtet war, — darum, daß noch ein Recht, daß noch

eine Freiheit und Selbstständigkeit, daß noch mehr als ein einziger Wille, daß noch eine Zuflucht und Rettung auf Erden sei, darum, daß nicht alle Deutschen, daß nicht endlich auch der Oesterreicher, Ungar und Böhme gezwungen werde, anstatt für den eignen Heerd, für eigne Ehre und Heil, künftig als blinde Werkzeuge fremder Herrsch- und Habsucht zu bluten; dereinst auch wider Rußland zu ziehen, die Türkei anzufallen oder gar undeutschen Emporkömmlingen Throne in andern Welttheilen zu erkämpfen. — Darum wird der Krieg geführt!!!

Groß und erhaben ist der Zweck, ja der größte und höchste; — so sei denn auch der Muth groß und hoch und unsere Anstrengungen. — Die Gefahr des Muthigen ist allemal kleiner, als des Muthlosen: nicht der Verfolger, sondern der Flüchtling fällt.

Wir haben zwar einen Feind gegen uns, dem bis auf den heutigen Tag Nichts widerstanden hat, als Treue und Glauben auf sich selbst! — Ueberall hat er gesiegt, wo er nicht enge vereinigten Willen, unermüdeten Eifer und treues Ausharren vor sich fand, — wo aber diese sind, da ist nichts unmöglich. Und:

Wir haben diesen Willen und diesen Muth, und zeigen ihn! — Ein Sinn herrscht überall, alles tritt in den Kriegsstand über, wo nicht unter dem Gewehre, doch mit Willen, **Rath und Hülfe.**

Oesterreich hat viele große Gefahren siegreich bestanden:

die gegenwärtige ist uns allen wohl die größte — aber auch noch nie war eine solche Einigkeit, eine solche Gluth in allen Gemüthern. — Oesterreich ist noch nie mit einer solchen Macht in die Schranken getreten. Ihren Muth stählt des Kaisers eigne Gegenwart, an ihrer Spitze steht der Sieger von Würzburg und Stockach, den die Deutschen kennen, den sie lieben, auf den sie vertrauen.

Im Hochgefühl unserer treu vereinigten Kraft, im Hochgefühl der allergerechtesten Sache, für welche jemals ein Schwert entblößt worden ist, pflanze ich wieder den österreichischen Adler in die tyrolische Erde, in welcher die Gebeine so vieler meiner glorwürdigen Ahnherrn ruhen!

In diesem Hochgefühle rufe ich — in dieses alte, uns geraubte Eigenthum Habsburgs wiederkehrend — wie vor 393 Jahren jener Herzog Friedrich die Wiedergeburt der vier Stände hiemit feierlich aus, und rufe Adel und Prälaten, Bürger und Bauern wieder zu den Füßen jenes Thrones, welcher für sie allezeit ein Ort des Trostes und der Hülfe gewesen ist.

Jene Verfügungen, welche die gegenwärtige Lage der Dinge gebietet, besaget die von mir provisorisch erlassene Verordnung.

Waffen und ein alt-tyrolisches Herz, und so viel männlichen Entschluß, um einige Mühseligkeiten und um einige Gefahr der bisherigen Knechtschaft und einer noch ärgern Zukunft vorzuziehen, das ist alles, was ich von euch

begehre, und wahrlich es ist gerade so viel als eure Ehre, und als euer eigenes Heil erfordert.

Dieser Zuruf ergeht an euch eben in den unvergeßlichen Gedächtnißtagen, in welchen vor zwölf Jahren bei Spinges, Jenesien und Botzen die feindliche Uebermacht unter Joubert durch euren Muth und Blut binnen fünf Tagen in stürmischer und schimpflicher Eile aus dem ganzen Lande zu weichen gezwungen ward!!!

Der Augenblick setzt euch in die Lage, in dem großen heiligen Kampf eine Hauptrolle zu spielen — und Tyroler! wie? es wäre möglich, daß der Wille dazu nicht in euch wäre?

Tyroler! Ich kenne euch. Wahrlich auch ich bin keinem eurer Thäler und keiner eurer Alpen fremd. —

Ich bin gewiß, ihr werdet euch eurer Väter, ihr werdet euch des allerhöchsten Vertrauens, ihr werdet euch unserer großen Erwartungen würdig bezeigen.

Erzherzog Johann."

XXIII.

Erste Feindseligkeiten bei St. Lorenzen.

Wie weit jedoch gleich in diesem Augenblicke, wo solche Aufforderungen, in Tausenden von Exemplaren zu dem Zwecke in Wien vorläufig gedruckt, und zwar in deutscher, wie in italienischer Sprache verbreitet wurden, das Wort und die That von einander wichen, wird eine nur oberflächliche Vergleichung dessen, was von uns erzählt wurde und der darin enthaltenen Versicherungen darthun, wie wenig die ferneren Ereignisse darauf Rücksicht nehmen ließen, nicht minder sich herausstellen. Ohne Zweifel waren die festen Verheißungen: daß ein „in Deutschland oder in Italien erlittener Unfall nicht mehr, wie in den vorigen Feldzügen, die Räumung Italiens nach sich ziehen sollte," zu einer Zeit geschrieben worden, wo man noch über die Rolle, welche man den Tyrolern zutheilen wollte, der Meinung des Erzherzogs Johann beistimmte, welcher ihr Land für eine von jedem Kriegswechsel unabhängige Bergfeste ansah. Anders läßt sich das heilige Versprechen nicht deuten. „Unmöglich ist's, daß wieder eine Trennung werde!"

Sie alle zeigen, diese herrlichen Worte, wie wenig sich auf dergleichen bauen läßt, wie die Ereignisse mächtiger wirken, als die besten Vorsätze; wie, wo mehrere rathen, der beste Rath oft vom schlechteren verdrängt wird, und wo die Staatsweisheit allein befragt wird, das Wohl der Völker oft wenig in Betracht kommt.

Die verhängnißvolle Mitternachtstunde vom 8. auf den 9. April 1809 hatte geschlagen. Stürmisch gestaltete sich noch das Wetter, aber gegen Morgen klärte es sich auf. Chasteler und Hormayr arbeiteten, wie wenn es Tag wäre, im Kabinette noch, dann ritten sie unruhig, bewegt bei den Truppen umher. Jetzt rasselte das Geschütz, die Truppen traten unter das Gewehr; der Lärm am Bivouakfeuer hörte auf, dagegen leuchteten schon die Feuer hier und da auf den Bergen des Pusterthales und von manchem Thurme läutete bereits die Sturmglocke. Um 3 Uhr setzte sich die Avantgarde in Marsch, geführt vom Jäger=Oberst=Lieutenant Göldlin; an ihrer Spitze der Brigadegeneral von Fenner, aus Tyroler Geblüt. Chasteler und Hormayr stellten ihr noch mündlich vor, was jetzt Großes unternommen werde. Rasch ging es fort; zwei Stunden später verkündeten Freudenschüsse aus alten Böllern, Stutzen, Doppelhaken, oben auf hohen Bergen, daß sie den Landleuten hier willkommen seien! Der ganze Weg quer vom Hauptquartier Drauburg durch das Pusterthal hinüber bildete sich zu einem Triumphzuge, denn Feld und Wald war mit Menschen beider Geschlechter und jeden Alters bedeckt, die

alle jauchzend in die Lüfte riefen und mit grünen Reisern geschmückt waren. Die Mütter hoben ihre Kinder empor, selbst blinde Greise ließen sich aus ihren Hütten führen; man küßte den österreichischen Generalen Hände und Rock und Stiefel, und drängte in solcher Menge an sie heran, daß oft die Pferde kaum den Fuß fortbewegen konnten.

So schildert wenigstens Hormayr diese Augenblicke beim ersten Auftreten und alles zusammengehalten, was vorausgegangen war, friedliche alte Zeiten ins Gedächtniß zu bringen, die Ereignisse der neuesten Zeit als eben so viel Eingriffe in Recht, Religion und Eigenthum darzustellen, scheint kein Wort übertrieben zu sein. Gleich nach jener offenen von Hofer und Teimer erlassenen Ordre war auch von Salzburg aus eine Anzahl Truppen, Jäger und leichter Reiter unter dem Oberstlieutenant von Taxis aufgebrochen, um nach Innsbruck zu marschiren und dem Corps Chasteler's die Hand zu bieten, und so war vom nördlichen Eingange ins Land bis zur Pforte nach Italien hinaus alles in Bewegung, von einem Ende bis zum andern wie ein Erdbeben wogend, daß die baierschen Truppen, zu denen bald französische, auf den Marsch nach Deutschland bestimmte kamen, nicht wußten, was sie beginnen sollten. Die nächsten zwei Tage sahen hier Dinge, von welchen sich die Großen und Mächtigen damals in München, Stuttgart und Paris nichts hätten träumen lassen.

Hofer nahm die Richtung nach Sterzing, indem er über den Jauffen ging, um die Straße nach Brixen zu ver-

legen. Am 10. April früh standen vor seinem Wirthshause die langen, starken, schönen Männer des Passeyrer Thales versammelt, über welche ihm das Oberkommando ausdrücklich von ihnen anvertraut, von Hormayr und Chasteler bestätigt worden war. Alle hatten den schönsten Schmuck angelegt, als gelte es einem herrlichen Freudenfeste, nicht aber einem Kampfe um Tod und Leben. Im Laufe des Tages trafen auch die Züge von Algund und Meran ein. Mitten unter ihnen stand der Sandwirth da, nicht durch seine Kleidung an sich als Anführer bezeichnet, desto mehr durch seine kolossale Gestalt und seinen breiten, langen Bart, ein kleines Kruzifix am Halse tragend, welches die breite Brust bedeckte. Ein rothes Unterwamms leuchtete hell unter den handbreiten grünen Hosenträgern heraus, an deren einem ein zinnernes Marienbild befestigt war, und welche ein Paar schwarze gemslederne Beinkleider straff heraufhielten. Ein Paar rothe Strümpfe bekleideten auch die starken kraftvollen Waden, die Knie waren unbedeckt, die Füße staken in schweren Alpenschuhen. Ein breiter schwarzer Gürtel mit eingestickten Buchstaben lief um den Leib und ein kurzer Rock von grüner Farbe ohne Knöpfe war das Oberkleid. Den Kopf zierte ein niedriger schwarzer Hut mit breitem Rande, geschmückt mit herabhängendem schwarzen und grünen Bande. Sein breites, volles Gesicht flößte allen Vertrauen ein, wie er es selbst hatte, drückte den Glauben aus, wie ihn nur diese schlichten Bergbewohner haben können, und sprach eben so sehr durch Gutmüthigkeit, wie durch fröhlichen, heitern

Sinn an, indem doch eine gewisse Schlauheit, List und Schadenfreude, welche den Feind hinters Licht geführt sah, aus den schwarzen Augen leuchtete.

Einige tausend Köpfe zählte die Schaar, welche die rauschende Passeyr hier versammelte. Aber alle verhielten sich still und waren des Augenblicks gewärtig, wo Hofer ihnen das erste Ziel ihres Weges anweisen würde.

Große, gekünstelte Reden zu halten, war ihm so wenig, wie irgend einem Tyroler gegeben. Er ließ die Aufmerksamkeit der Freunde daher nicht lange in Spannung, sondern sagte ganz einfach, jedoch natürlich in seiner Mundart:

„Wenn ihr ein hölzern Heiligenbild fertig habt, könnt ihr's dann nach Wien tragen und verkaufen? — Heißt das frei sein? Tyroler seid ihr; zum wenigsten nannten sich Eure Väter so; nun sollt ihr Euch Baiern nennen. — Und dazu ist unser altes Schloß Tyrol geschleift worden. Seid ihr damit zufrieden? Erndtet ihr drei Aehren Mais, so fordert man Euch davon zwei ab. Heißt das Glück? Aber es gibt eine Vorsehung und Engel, und mir wurde offenbart, wenn wir darauf dächten uns zu rächen, so würde uns geholfen werden. Auf denn! Gegen die Baiern! Zerreißt die Schurken mit den Zähnen, so lange sie stehen; aber wenn sie knieen, so gebt ihnen den Pardon!"

Es ist wirklich so viel natürliche Beredsamkeit und so viel Originalität in dieser Anrede, daß sie vor der mitgetheilten großen Hormayr'schen die größte Einfachheit, die möglichste Kürze und

Klarheit voraus hat, ohne daß ein Hauptgrund der Beschwerden fehlt, welche das Land hatte, wenn man die Eingriffe in das Kirchenwesen hinzudenkt. Und Ehre macht seinem Herzen noch der Schluß! Mit seinem Willen sollte nicht unnöthige Grausamkeit geübt werden. Mit lautem Beifallrufen setzte sich sogleich alles in Marsch den Jauffenberg hinan, an dessen Fuß sich alle versammelt hatten.

Doch ehe diese drohende Schaar wie ein Waldbach sich auf der andern Seite nach Sterzings Ebene herab ergoß, war, früher als es hätte sein sollen, bereits Blut geflossen. So streng auch Hormayrs Proklamation eingeschärft hatte, nicht eher loszuschlagen, als bis die österreichischen Truppen da sein würden, so war doch der Zufall oder das Schicksal, sein Recht in Anspruch nehmend, das Spiel der Menschen nützend oder schadenfroh zu durchkreuzen, sie mögen wollen oder nicht, hier jedenfalls nicht müssig gewesen, und während die Passeyrer, Algunder und Meraner den hohen Jauffen hinaufstiegen, floß am Rienz das erste Blut. In Brixen hatte nämlich der hier kommandirende baier'sche Oberstlieutenant Wrede in der Nacht vom 9. zum 10. April eine Nachricht erhalten, daß die Oesterreicher über Lienz her im Drauthale herauf in seine Flanke marschiren würden. Die Kunde war sehr unbestimmt, sehr unzuverlässig, doch Vorsicht schadet nicht; er gab daher dem im Flecken Brunneken stehenden Posten, welcher hier den Uebergang über den Rienz zu decken hatte, Befehl, sich langsam auf Brixen zurückzuziehen, aber die über den Rienz beim

Dorfe St. Lorenzen führende Brücke hinter sich abzubrechen, damit die etwa ja kommenden Oesterreicher nicht so schnell nachfolgen könnten. Der Weisung um so gewissern Erfolg zu schaffen, sendete er sogleich einige Sappeurs nach St. Lorenzen, welche mit dem Abbrechen der festen steinernen Brücke beauftragt waren; das Detaschement von Brunneken selbst sollte sich diesseits der Brücke aufstellen, um sie nöthigenfalls bei der Arbeit gegen österreichische Plänkler zu schützen. Der Uebergang über die Brücke ward natürlich von den Baiern sogleich gehemmt. Keiner durfte nach Brunneken hinüber, keiner aus dem Orte herüber. Wo eine Volksmasse aber in großer Gährung ist, bedarf es wohl einer geringern Kleinigkeit als diese, die vollgefüllte Tonne zu sprengen. An beiden Ufern wogte die Hände ballend, drohenden Blickes, in den Bart hinein Schmähworte murmelnd eine große Menge. Auf den Bergen, die dem Flusse seinen Weg vorzeichnen, war es auch schon lebendig geworden. Verschworene, welche wußten, was beim Sandwirth geschehen war, eilten bereits dem Versammlungsorte zu; und ein solcher sah auch, was hier auf und an der Brücke vorging. Sein Stutzen sollte das erste baiersche Wild treffen; er legte auf die Sappeurs an und einer von ihnen stürzte, vom unsichtbaren Schützen getroffen, todt zu Boden. Eine der Schildwachen hatte kein besseres Geschick. Die Baiern stutzen; wie aus heiterem Himmel bisweilen tödtlich der Blitz herabfährt, sahen sie das tödtliche Geschoß hier kommen; sie fürchteten, daß gar viele Schützen auf der nahen Bergwand sich sammeln

möchten und zogen sich eilig etwas zurück. Die Masse von Brunneken her drängte nun schnell über die Brücke nach. Ein armer Bursche, der von der Entenjagd heimkehrte, sank als Opfer der erbitterten Baiern. Sie schossen ihn nieder, weil er eine Flinte hatte! Das erste Blut war geflossen!

Aber mit unbegreiflicher Schnelligkeit hatte sich das Gerücht von Brunneken aus nach allen Richtungen verbreitet und war bis Sterzing nach Norden, bis Botzen in Süden gedrungen. Indem zwei Wirthe, Peter Kemnater zu Schabs und der Lechner Wirth besonders thätig waren, verbreitete sich der Aufstand nun auch im ganzen Eisackthale. Niemand führte den Oberbefehl anders, als wie es gerade der Zufall wollte, welcher die Schaaren von allen Punkten zusammenbrachte. Alles nahm die Richtung nach der Brücke bei St. Lorenzen. Die Baiern hatten sich von der ersten Bestürzung wieder erholt und eingesehen, daß gerade die Zerstörung der Brücke um so nothwendiger sei, je mehr solche Volksbewegungen von Bedeutung würden, wenn wirklich österreichische Truppen zu ihrer Unterstützung herankämen. Und schon um die Verbindung zwischen dem Puster- und Eisackthale zwischen den Landleuten zu hindern, wenn diese Böses im Sinne hätten, war es von Wichtigkeit, daß die Brücke zerstört wurde. Das Gegentheil von dem Allen sagte aber der Instinkt schon, um wieviel der natürliche Scharfblick auch jedem Tyroler....

Bereits hatte sich der Kreislandskommissär eingefunden, die Massen zu bereden, sich friedlich nach Hause zu begeben.

Man lachte ihn aus und verhöhnte ihn. Bereits arbeiteten die Zimmerleute mit Aexten, das Balkenwerk zu zerstören; man sah es kaum, als es von allen Seiten Prügel auf sie regnete, daß sie froh waren, lebend zu entkommen.

Der Befehlshaber des Detaschements hatte nicht gesäumt, von dem ganzen Vorfall seinem Vorgesetzten, dem Oberstlieutenant Wrede in Brixen, Rapport abzustatten und dieser war klug genug, die Sache für so wichtig zu nehmen, als sie wirklich war. Er ließ sogleich seine ganze disponible Macht zu Fuß und zu Pferd, drei Kanonen an der Spitze, gegen die verhängnißvolle Brücke in beschleunigtem Marsche hinziehen. Der Aufstand sollte im Keime unterdrückt, die Brücke um jeden Preis zerstört werden. Wie eine vom Sturmwind gepeitschte und vom Blitz in Schrecken gesetzte Heerde floh die Menge auseinander, als sich eine Kolonne im Sturmschritt Bahn brach, die Kanonen donnerten, die Dragoner hin und her flankirten; aber gräßlich tönte das Sturmgeheul der Glocken in St. Lorenzen und Brunneken. Das Thal hier war leer von der Menge und die Baiern zogen als Sieger dahin. Doch oben auf den Bergen hatten sich viele der Flüchtigen gesammelt und noch mehr waren da versammelt, die klüglicher Weise gar nicht ins Thal hinabgewandelt oder in demselben zur Brücke hingegangen waren. Diese alle hielten sich zusammen hinter Bäumen, Sträuchen und Felsstücken, und sendeten eine Menge Kugeln in die dicht gedrängten Baiern. Von nichts waren sie geschützt; nur jenseits der Brücke wogte am Flusse eine meist

waffenlose Menge. Gegen sie richteten sie ein nutzloses Pelotonfeuer, das wenig nützte, aber nur die Erbitterung erregte, denn jene Menge drüben wollte mehr den Ausgang des Kampfes sehen als selbst Theil nehmen und bezahlte so unschuldig mit ihrem Blute.

Oberstlieutenant Wrede sah sich fast rathlos in einen Kampf gegen Unsichtbare verwickelt. Mit großem Verluste an Menschen gelang es ihm, seine leichten drei Kanonen auf eine Anhöhe zu bringen, welche das jenseitige Ufer des Rienz schief in der Länge und die Brücke noch viel mächtiger bestrich, so daß dadurch der Hauptzweck, ihre Zerstörung, erreicht werden zu können schien. Aber immer läuteten die Glocken, als sollten die Baiern von ihnen zum Grabe gerufen werden; immer neue Schaaren von Landleuten stürzten herbei, mit allem bewaffnet, was nur der Zufall in die Hand gegeben hatte, und sollte es auch nur ein Knittel sein. Schon sah man in ihrer Mitte Pfarrer und Mönche mit Kruzifixen ziehen, die Menge anfeuernd durch Rede und Geberde. Man stürmte blind auf die baierschen Schaaren, ihre Kanonen wurden umgangen, die Kanoniere stürzte man in den Strom. Aller Widerstand war vergebens; der Rückzug nach Brixen das Einzige, was übrig blieb!

XXIV.

Blutige Kämpfe des Obristlieutenants Wrede an der Eisack.

Der Oberstlieutenant Wrede mochte gleich im Augenblicke, wo er die Befehle zum Abbrechen der verhängnißvollen Brücke gab, nach Innsbruck an das Generalkommando gemeldet haben, daß sie abgetragen worden sei, indem er die Ursachen beifügte, die ihn dazu bestimmt hatten. Der Gedanke, daß hierbei ein unübersteigliches Hinderniß eintreten könne, war ihm nicht eingefallen. Wir sehen dies aus einem Briefe des Generals von Kinkel an den königl. baierschen Oberst-Lieutenant von Wrede zu Brixen:

„Nach dem letzten, von dem Herrn Oberst-Lieutenant hierher gekommenen Berichte scheint die Abtragung der Brücke zu St. Lorenzen noch nicht so nothwendig gewesen zu sein, und auf alle Fälle scheint der Augenblick und der Tag, an welchem gewöhnlich das Landvolk versammelt ist, eben so wenig zur Vorbereitung dieser kräftigen Abtragung gut gewählt gewesen.

Der Posten in Brunneken muß aus der militärischen

Ursache wieder genommen werden, weil dadurch Gelegenheit verschafft wird, sich zu überzeugen, ob dem zusammengerotteten Landvolke feindliche Truppen nachfolgen. Darum werden der Herr Oberst-Lieutenant Angesicht dieser Ordre ihre Dispositionen so machen, daß Sie in Zeit von 24 Stunden Meister von dem Posten zu Brunneken sind; derselbe kann mit einer und wenn es möglich wäre mit zwei Compagnien besetzt werden. Zur Sicherung des Rückzuges dieses Detaschements stellen der Herr Oberst-Lieutenant andere Posten an die Stellung zu Mühlbach und Neustift auf, von welchen der erstere die Mühlbacher Klause behaupten muß. Sobald der Posten zu Brunneken wieder eingenommen ist, soll eine starke Patrouille bis Innichen, und wenn immer möglich noch weiter vorgehen, und um für die Sicherheit des Zurückkommens solcher starken Patrouillen zu sorgen, ist, nach einer gewissen Zeit ihres Außenseins, derselben eine zweite entgegen zu schicken, welche im Falle der Nothwendigkeit die erste degagiren muß. Die Straße von Mittewald bis Schabs muß während dieser Operationen von den zu Mittewald und Oberau stehenden Detaschements fleißig patrouillirt werden und das General-Commissariat in Brixen ist in meinem Namen zu requiriren, daß selbiges eine Proclamation ergehen lasse, des wesentlichen Inhalts, wornach jeder mit den Waffen in der Hand angetroffene Bauer auf der Stelle todtgeschossen und alle in Insurrection befind-

lichen Gemeinden angezündet werden, eine Maßregel, welche der Herr Oberst-Lieutenant auch in Vollzug werden zu bringen wissen. Es ist dann zu sorgen, daß diese Proclamation verbreitet, und darauf zu dringen, daß selbige so schnell als möglich erlassen werde. Im Falle das General-Commissariat sich nicht zur Ausführung einer solchen Maßregel befugt hielte, werden der Herr Oberst-Lieutenant suchen, die Ueberzeugung zu verbreiten, daß insurgirte Unterthanen als Rebellen von den Militärbehörden angesehen und so wie oben behandelt werden.

Man hofft nicht, daß jene Patrouillen, von welchen in erstattetem Berichte Erwähnung geschieht, sich werden gefangen gegeben haben; wäre dem aber so, so muß die augenblickliche Herbeischaffung derselben einer der ersten Punkte jenes Proclams sein.

Uebrigens hängt die Operation der Wiedernahme von Brunneken nicht von der Publicirung des Proclams ab, und es repondiren der Herr Oberst-Lieutenant für die augenblickliche Wiedernahme dieses Postens, der nie hätte so schnell aufgegeben werden sollen.

In dem Berichte des Herrn Oberst-Lieutenants kömmt nicht vor, daß von Seiten der Truppen etwas zur Behauptung desselben oder überhaupt nur eine Gegenwehr weder dort noch in Innichen geschehen wäre, welches, bis die commandirenden Offiziers sich darüber ausgewiesen haben, diesen zur Last bleibt. Commando's von zwanzig bis

vierzig Mann sollten vor einem auch mehrmal überlegenen Trupp Bauern nicht weichen, ohne das Unmögliche versucht zu haben; wovon aber in den Berichten nichts vorkömmt.

Innsbruck am 11. April 1809.

Exped. um 10½ Uhr Abends
vom
General = Commando
General-Lieutenant von Kinkel."

Der Brief aber kam nicht in Wrede's Hände; die ganze Verbindung mit Innsbruck und jenseits des Brenners war da schon vollkommen gesperrt, und so fingen die Bauern den Boten auf; in solcher Art aber mußte er die Volksstimmung um so mehr stacheln, da in demselben von Todtschlagen der Bauern und Anzünden ihrer Dörfer die Rede war.

Nach drei unglücklichen Versuchen gegen die Brücke mußte der Oberstlieutenant Wrede nothwendig fürchten, durch die aufstehenden Bauern von den Truppen jenseits des Brenners abgeschnitten zu werden, besonders wenn nun, wie er gefürchtet hatte, eine Kolonne Oesterreicher selbst in seine Flanke marschirte. Er beschloß daher so schnell als möglich nach Sterzing zu marschiren, wo ebenfalls ein kleines Korps Baiern stand. Der Weg dahin führte im engen Eisackthale hinauf, und da sich von der französischen Kolonne, welche sich zufällig auf dem Marsche von Italien aus nach Deutschland befand, einige tausend Mann unter dem General Bisson

anschlossen, weil die gemeinschaftliche Gefahr sie vereinte, und nur ein anderer Theil derselben, 2000 Mann stark, unter dem General Lemoine es vorzog, den Rückweg nach Botzen anzutreten, wo er glücklich wieder zum General Baraguay d'Hilliers stieß — so schien dieser Bewegung nach Sterzing hin gar kein Hinderniß von Bedeutung entgegenzustehen.

Allein mit unnöthiger Eile waren viele Bauern vorausgeeilt, unter Anführung des Lechner Wirths die uralte von Römern gebaute Brücke bei Laditsch zu zerstören, die über zwei Felsen sich in einem einzigen Bogen erhebt und unter demselben die tobende Eisack hindurch läßt. Die Straße von Innsbruck her nach Italien führend vereint sich mit der seitwärts durchs Pusterthal nach Steyermark gehenden. Eben um die Zerstörung dieser Brücke zu vermeiden, hatte Wrede seinen Abmarsch beschleunigt.

Bevor man jedoch dahin gelangte, mußte man durch einen engen Felsenpaß, die Brixener Klause, und auf den Felsen selbst standen die Tyroler, zum großen Theile von dem Wirthe in Schabs angeführt. Sie warfen Felsenstücke herab, sie rollten Bäume herunter; im lauten Jubel, mit Spott und Hohn und Schimpfworten gemischt, sandten sie der Kolonne, die unten zusammengedrängt dahin zog, ihre Kugeln zu. Die erbitterten Krieger, an solche Scenen nicht gewöhnt, feuerten vergeblich in die Höhe hinauf, wo ihre Feinde einzeln zwischen Felsen und Bäumen herumkletternd, nur zum Vorschein kamen, wenn sie wieder frisch geladen hatten. Endlich war der schreck-

liche mit vielfachem französischen und baierischen Blute gedüngte Paß zurückgelegt; es gab freieren Raum, aber die Brücke lag in Ruinen und die Tyroler standen in Menge da, keinen Feind hinüber zu lassen. Nur, indem von ihm eine Nothbrücke geschlagen wurde, vermochte letzterer solches, und eben darum hatten sich so viele versammelt, den brausenden Fluß zu schützen. Doch die größere Fläche gab den feindlichen Waffen besseren Spielraum und ein gewisseres Ziel. Das geregelte gegen sie eröffnete Feuer konnten die Tyroler nicht lange ertragen; das Jodeln und Jauchzen, so oft sie einen glücklichen Schuß von den Felsen gethan hatten, nahm allmälig ein Ende. In jedem Augenblick gewannen die feindlichen Schaaren mehr Raum, das Ufer zu beiden Seiten zu beherrschen und die Nothbrücke ward auf solche Art so schnell hergestellt, daß alle Baiern und Franzosen froh aufathmend darüber gehen konnten.

Doch eben als sie nun den fernern Rückzug gesichert wähnten, stieg ein noch furchtbareres Ungewitter herauf. Was Wrede gefürchtet hatte, war in Erfüllung gegangen, die Oesterreicher in vollem Anmarsche. Bis nach Innichen, ganz oben an der Drau gelegen, und noch weiter längs ihr hin hatte Oberstlieutenant Wrede von Brunneken aus, wie ihm später die Ordre, datirt 11. April, aus Innsbruck vorschrieb, patrouilliren und so erkunden lassen, ob Oesterreicher kämen. Und sie waren schon Abends am 10. in Sillian an der Drau und erfuhren, was bei St. Lorenzen vorgefallen war.

Die Avantgarde des ganzen Korps erhielt daher den Befehl, mit größter Eile vorzugehen, zunächst um ähnliche Versuche der Baiern zu hindern, dann aber die Tyroler Menge zu unterstützen, ihren Muth zu beleben. Eben als diese nun ihre Feinde über die laditscher Nothbrücke defiliren sahen, erschien ganz unerwartet der österreichische Vortrab aus etwa 70 leichten Reitern und 200 Mann Fußvolk, zum Theil aus Jägern bestehend, welche in Wagen transportirt waren, auf den Höhen von Schabs. Alles war von Brunneken aus in scharfem Trabe geritten oder gefahren. Eine halbe reitende Batterie war nicht minder hier von Bedeutung. Ein wildes Geschrei erfüllte mit einenmale die Lüfte. „Die Kaiserlichen kommen! Die Kaiserlichen kommen! Unsere Retter!" schallte es tausendfach im Rücken der retirirenden Kolonne. Es war eine unerwartete Hülfe in der Noth für die schon zagenden Tyroler und ein Schrecken für ihre Feinde, denn konnten diesen, welche doch gegen 3600 Mann zählten, auch nicht gerade 300 Oesterreicher sehr gefährlich scheinen, so wußten sie doch nicht, welche Menge denselben auf dem Fuße nachfolgte. Und noch war ja in den baierischen Standquartieren vom Einrücken der Oesterreicher nur wie von einer Vermuthung die Rede gewesen. Daß sie erscheinen würden, ließ sich zum mindesten nicht so schnell erwarten.

Um so widrigern Eindruck mußte nun der Jubel erregen, welcher alle Berge ringsherum erfüllte und keine Grenzen

kannte. Die Tyroler jodelten, schnalzten mit der Zunge, pfiffen aus den Fingern, schrien, schwenkten die Hüte, warfen die Gewehre hin, tanzten, hüpften, fielen einander in die Arme und ließen bald Oesterreich, bald dessen Kaiser hoch leben, daß sie schier toll geworden zu sein schienen. Andere warfen sich auf die Knie und dankten Gott oder noch häufiger der Maria oder irgend einem Heiligen laut oder leise, wie es nur die Andacht eingab. Was bis dahin von ihnen versäumt worden war, oder nicht hatte geschehen können, wurde nun nachgeholt. Der Jubelruf verwandelte sich in das wilde Geschrei: „Nun drauf! auf die Boarfeks!*) Schlagen! Schlagen!“ Wüthend, gleichsam blind, stürzte man von den Bergen herab, dem Feind nachdrängend, mit Kolben, Dreschflegeln und was zur Hand war, auf ihn loshämmernd. Doch diese waren jetzt sicher, keinen Uebergang mehr erzwingen zu müssen. Sie zogen längs dem rechten Eisackufer hinauf, sich den Rücken mit ihrem Geschütze und Reitern deckend, so gut es nur Disciplin und kriegerisches Ehrgefühl zulassen wollte. Arg war allerdings der Verlust gewesen und aufs Neue erwachten alle Schrecknisse, als man bei dem von 1797 her so berühmten Dorfe Spinges die Mühlbacher Klause durchziehen mußte, wo die Scenen sich wiederholten, welche beim Abmarsche aus Brixen so vielen das Leben geraubt hatten. Groß war die Zahl der Todten und Verwun-

*) Baierische Ferkel.

deten; nicht wenige der letztern waren in die Hände der Tyroler gefallen, ein Schicksal, das auch andere traf, welche kleinmüthig zurückblieben. Endlich öffnete sich hinter dem Flecken Mauls die Fläche oder das Moos von Sterzing, wo man zu rasten und mit den hier im Quartier liegenden Kameraden sich zu vereinigen hoffen konnte.

XXV.

Andreas Hofer's erste Waffenthat bei Sterzing. — Begebenheiten im Unterinnthal.

Den muthigen Sandwirth und seine Schaar ließen wir, als eben der Kampf an der Brücke über den Rienz bei St. Lorenzen und damit der Freiheitskampf in Tyrol entbrannte, auf den Jauffen ziehen, um so in östlicher Richtung nach der Eisack zu kommen und jenseits derselben die kleine Stadt Sterzing zu gewinnen. In der Nacht vom 10. zum 11. kam er auf den dieselbe beherrschenden Felsenhöhen der Eisack an. Es lag in Sterzing der Oberst v. Bärenklau mit einem wackern Bataillone leichten Fußvolks, das aber in dem Städtlein sich bei den Bürgern nicht beliebt zu machen gewußt haben soll. Schon hatte der Oberst, da der Weg durch Sterzingen nach Innsbruck geht, erfahren, wie es bei St. Lorenzen zugegangen sei und wohl auch vom Oberstlieutenant Wrede Kunde erhalten, wie dieser sich mit ihm vereinen wolle. Eben war er daher schon im Begriffe, demselben nach der Laditscher Brücke entgegen zu gehen und so den Weg zu bahnen, als die Schaaren der Passeyrer, Algunder und Meraner und der anderen

16*

welche sich ihnen noch auf dem Zuge angeschlossen hatten, drohend auf den Bergen standen. In dem Städtchen sie zu erwarten, schien ihm nicht räthlich, da die Bürger desselben leicht gemeinschaftliche Sache machen konnten, wenn sie hereinstürmten, und so rückte er mit seinem Bataillon hinaus auf die hier sich ausbreitende Thalebene, das Sterzinger Moos genannt, wo er einige Vierecke bilden ließ, an deren Spitzen zwei Kanonen standen. Hofer, nicht eben zum Angriffe im Blachfelde geneigt, gestattete am wenigsten diesen von allen Seiten zu unternehmen, sondern ließ nur eine Schaar durch einen Hohlweg von Westen herab über Gasteig gehen, die nun gegen die Baiern heraustobte. Der Oberst v. Bärenklau empfing sie kaltblütig mit Kartätschen- und Flintenfeuer. Die Stürmenden verloren bald den Muth, mit welchem sie herbeigekommen waren. Umsonst wurden sie von den Mädchen und Weibern aus Sterzing angespornt; es mischten sich diese in ihre Reihen und reichten ihnen erquickende Getränke dar. Ein neuer Anlauf gegen die Baiern ward unternommen, als man sich in der Mündung des Hohlweges etwas erholt hatte. Aber der Empfang war derselbe, der Erfolg derselbe. Hofer sah auf einer Höhe, wie wenig so erzielt werde, denn selbst sich in den Kampf zu mischen, scheint, sonderbar genug, nicht seine Sache gewesen zu sein, so wenig er auch etwa den Tod scheute. Kaum ein einziges Mal nahm er persönlichen Antheil, dagegen saß er öfters, wie Hormayr versichert, während des heftigsten Kampfes, eine Stunde weit davon entfernt bei der

Flasche im Wirthshause, indem der Rosenkranz mit ihr öfters wechseln mußte. Während dieser Scenen aber glich er mehr einem Patriarchen, dem Heerführer der Israeliten, Moses, welcher ebenfalls und betend auf dem Berge dem Kampfe mit den Amalekitern zusah, anstatt an ihrer Spitze mit dem Schwerte drein zu schlagen, und nach einigen Angaben, welche aber Hormayr nicht theilt und Bartholdy mit „soll" begleitet, hatte er einen eben so originellen als glücklichen Einfall, das feindliche Flinten- und Kartätschenfeuer unwirksam zu machen. Er sah nämlich, wie erzählt wird, einige beladene Heuwagen im Thale und befahl diese so nahe als möglich in der Quere gegen den Feind hinzubringen. Hinter solcher Brustwehr könne man sich dann sicher aufstellen und nun aus den guttreffenden Stutzen den Feind wirksam beschießen; namentlich die Kanoniere desselben erlegen, von welchen das Meiste zu fürchten war. Genug, der Einfall kam ihm oder einem andern in den Sinn, und wurde auch, da er so einleuchtend war sogleich zur Ausführung gebracht. Ein Heuwagen wurde so weit hingefahren, daß ihn die ersten feindlichen Kartätschen erreichten. Weiter wagte Niemand die vorgespannten Ochsen zu treiben. Da sprang ein heldenmüthiges Mädchen, welches wir schon nannten, herbei, die Tochter des Schneiders Gamper aus der Stadt. Sich auf den Rücken eines der Stiere schwingend, trieb sie die Thiere mit Peitschenknall und Zurufen. Kugeln saus'ten um sie von aller Art. Oft schlugen sie in den festgeladenen Wagen, aber keine traf sie, denn auf der Brust

trug sie das Bildniß der heiligen Gottesmutter, und so oft ein Schuß glücklich vorbeigegangen war, jauchzte sie laut auf, ihr Bildniß herausziehend und den Schützen zurufend: „Nur frisch darauf! fürchtet Euch nicht vor den baierischen Dampfnudeln!“ Wir sehen, wie so ein Talisman Vertrauen erweckt, gleich dem oben mitgetheilten Segen, und wo er so zufällig seine Kraft zu bewähren scheint, dem Fanatismus eine widernatürliche Stärke verleihen muß, aus der sich noch mehr, wie aus der Vaterlandsliebe selbst, erklären läßt. Der Wagen des Mädchens kam immer näher; immer sank einer der Kanoniere nach dem andern von den hinter ihm verborgenen Schützen. Noch zwei andere Wagen waren mit geringerer Gefahr aufzufahren, als die Kanonen schwiegen. Die Büchsen der Tyroler wirkten nun in Menge und ihres Schusses war jede sicher. Plötzlich, wie als ob alles verabredet sei, fallen sie mit den Kolben über ihre Feinde her und zersprengen die Vierecke derselben, welche keinen Schuß mehr thun können, an den Faustkampf aber mit den Kolben geführt nicht gewöhnt sind. Aller geregelte Widerstand war hier unmöglich und jeder suchte nur das Leben zu retten, indem er das Gewehr hinwarf, sich gefangen zu geben. Der Oberst v. Bärenklau selbst hatte kein besseres Loos und neun Offiziere mußten mit fast 400 Gemeinen die Schmach theilen, sich einer solchen Schaar wilder Bauern auf Gnade und Ungnade unterwerfen zu müssen. Man brachte sie alle auf das Schloß Wolfsthurm, eine Stunde davon entfernt, einer Baronin v. Sternberg

gehörig, und zum Theil wurden sie von Mädchen und Frauen dahin geleitet, indem die Männer theils mit Beerdigung der Todten, deren es mehrere Hunderte gab, theils mit Beseitigung der blutigen Spuren vom Kampfe zu thun hatten.

Es war ihnen nämlich daran gelegen, die Kolonne der Baiern und Franzosen unter Wrede und Bisson über den ganzen Vorfall zu täuschen, wenn diese, was in den nächsten Stunden geschehen konnte, nach Sterzingen endlich einrückte. Feinde sollte sie hier nicht mehr finden, selbst wo möglich vom Kampfe nichts erfahren, ihren Marsch im Gegentheil ruhig fortsetzen können, bis sie wieder tief in Schluchten steckend, die Kugeln der Tyroler pfeifen hörte. In der Ebene hier sie zu erwarten, wäre Thorheit gewesen.

In der That langte sie am Morgen nach beendigtem Kampfe im höchsten Grade erbittert über die schrecklichen Angriffe auf dem überstandenen Marsche fast auf derselben Stelle an, wo ihre Brüder die Waffen gestreckt und so manchen verloren hatten. Von bewaffneten Tyrolern war nichts mehr zu sehen; sie alle hatten sich wieder auf die Berge der Eisack hinauf gezogen, um ihr nach dem Abmarsch das Geleite zu geben. Aber auch von dem Bataillon Bärenklau zeigte sich keine Spur. Es war den 12. April Mittags, und folglich nicht zu errathen, wohin es marschirt sein konnte, da dem Obersten desselben Nachricht von dem Marsche nach Sterzing zugekommen sein mußte. Im Städtchen suchte man Aufklärung zu erhalten. Man bat, man fluchte, man drohte,

man übte mancherlei Excesse, und namentlich wird erzählt, daß einem Blödsinnigen, der Lebensmittel ins Bivouak brachte, die Kniekehlen durchgehauen worden seien. Allein Hofer hatte vor dem Abzuge strenges Stillschweigen geboten, und so ward, wie mehrfach behauptet wird, jeder Versuch, etwas über die Bewegungen, den vermeinten Abmarsch des Bärenklauschen Bataillons zu erfahren, vereitelt. Es blieb nichts übrig, als nach einiger Rast den mühseligen Marsch nach dem Brenner hinauf fortzusetzen, wo man, da nur hier die einzige Straße nach Innsbruck führte, die Kameraden wohl auf dieser einzuholen Hoffnung haben durfte. Doch letztere sahen in ihrem festen Schlosse, welches in weite Ferne die Straße überschaut, die Vorbeimarschirenden, und konnten ihnen kein Zeichen geben, das ihr Schicksal verrathen hätte. Ein Wort nur von einer ihnen freundlich zugethanenen Seele und sie wären frei gewesen! Fast scheint solches Schweigen unglaublich zu sein und dürfte in der That wohl mehr in zufälligen Umständen seinen Grund gehabt haben.

Als die Kolonne Wrede's und Bissons nicht lange wieder auf dem Marsche war, so begann auch das blutige Kampfspiel aufs Neue. Hinter ihrem Rücken brachte man die Gefangenen vom Wolfsthurm nach Mühlbach, wo bereits Chastelers Vorhut eingerückt war, und die eilenden, mehr flüchtigen, als nach einem bestimmten Punkte ziehenden Truppen ängstigte man zu gleicher Zeit, sobald sie irgend eine Schlucht hinauf oder herabklimmen mußten. Besonders schrecklich gestaltete sich der Luegpaß,

der dem Brenner schon nördlich hinab in das Wipptthal die Pforte öffnet und so nach dem Inn führt. Hier rollten wieder wie bei der Brixener und Mühlbacher Klause Bäume und Felsstücke krachend herab und die Kugeln zischten von allen Seiten herbei. Wie athmeten die Geängsteten dann auf, wenn sich das Thal nun breiter gestaltete, die unheilschwangern Felsen auf beiden Ufern weiter auseinander traten, z. B. bei Steinach! Aber meist nahmen sie dann hier Rache an ganz Unschuldigen für das, was ihnen oder ihren Kameraden vorher begegnet war, und steigerten so die Hitze, die Wuth des bewaffneten Volkes, das nun seinerseits ebenfalls wiederum für solche Grausamkeiten, an Wehrlosen geübt, Rache zu nehmen berechtigt zu sein glaubte.

Wir wollen hier die Armen ziehen lassen. Sie gehen ihrem Verderben, ohne es zu ahnen, und der höchsten Schmach entgegen, welche einen Krieger treffen kann. In Deutschland hatte der Soldat solches Schicksal nicht zu fürchten gehabt, denn hier ließ sich der Landmann das Letzte nehmen, ohne eine Hand zu erheben, und that er es und schlug er einen solchen Peiniger und Räuber todt, so sprach wohl gar ein Schöppenstuhl das Todesurtheil über ihn aus, wie in der That geschah, als ein Bauer mit seinem Sohne 1806 zwei französische Marodeurs nach der Schlacht von Jena getödtet hatte.

Hofer selbst hatte durch den Sieg auf dem Sterzinger Moose das in ihn gesetzte Vertrauen seiner Landsleute aufs Neue, wie auf's Glänzendste gerechtfertigt, so wenig er auch,

wie wir sahen, selbst Hand anlegte. Mit selbstgefälligem Vertrauen fragte er schriftlich beim Feldmarschall-Lieutenant von Chasteler und bei dessen rechter Hand, v. Hormayr an, ob wohl einer wie der andere das Wort gehalten habe, welches sie sich im Anfange des Jahres einander gegeben hätten? Chasteler antwortete darauf in einer hochtrabenden Proklamation an das Tyroler Volk:

„Brave Tyroler! Ich bin schon in eurer Mitte. Meine Truppen haben Brixen besetzt, und ich stehe mit dem Hauptcorps auf der Höhe von Schabs. — Durch diese Stellung ist die Hauptverbindung zwischen Deutschland und Italien dem flüchtigen Feinde abgeschnitten. Ich schicke zugleich eine starke Truppenabtheilung von Infanterie und Kavallerie und Geschütz gegen den Brenner euch zu Hülfe. Eine andere Kolonne nimmt ihre Richtung gegen Botzen. Haltet euch bis dahin im Besitz der gegenwärtigen Posten, und deckt mir meine Flanken."

„Tyrols Hauptstadt wird sich vielleicht schon in diesem Augenblick im Besitz der von Salzburg herabgerückten Kolonne des F. M. L. Jellachich's befinden, und München von der Hauptarmee besetzt sein."

„Auf die allererste Nachricht, daß euer Muth für Freiheit und Vaterland euch schon seit mehreren Tagen, bevor ich euch noch nahe genug war, in hitzige Gefechte mit dem Feind verwickelt habe, eilte ich Tag und Nacht zu eurer Hülfe."

„Mein Marsch von der Grenze Kärnthens, von Lienz über Brixen hinaus, geschah ohne Rast und ohne Unterlaß in einem raschen Zuge. Meine Truppen haben dabei bewiesen, wie sehr sie euern ruhmwürdigen Eifer empfinden, wie sehr sie verlangen, sich als Brüder der tapfern Tyroler zu zeigen."

„Eure Gefangenen sind Zeugen eures Muthes, sie sollen aber auch Unterpfänder sein für eure persönliche Sicherheit, sie sollen dafür bürgen, daß jene Gräuel nicht wiederholet werden, welche die Bayern gestern und vorgestern zu Mauls, Sterzing und Gossensaß verübet haben."

„Diese Tage werden in der Geschichte Tyrols ewig denkwürdig und eure Namen den spätesten Enkeln ewig heilig bleiben. — So habt ihr die hohen Erwartungen gerechtfertigt, die der geliebte Erzherzog Johann in euch setzte, und die in den beiliegenden Proklamen ausgesprochen sind."

„Tyroler! vertraut mir, so wie ich auf euch baue und traue! Harret muthig aus! in wenig Tagen ist es vollbracht — das große Werk der — Erlösung."

Mühlbach, am 12. April 1809.

Marquis von Chasteler,
F. M. L.

Es ist möglich, daß der wackere Sandwirth bei seiner Anfrage einen stillschweigenden Tadel im Sinne hatte, daß er größere Schnelligkeit, lebhaftere Thätigkeit wünschte,

denn in allen drei Affairen, bei St. Lorenzen, bei Laditsch und Sterzingen hatten Chastelers Truppen, genau genommen, nichts gethan, als daß die Ankunft ihres Vortrabes den sinkenden Muth der Landleute bei der Laditscher Brücke auf die höchste Spitze trieb. Allein ähnliche Erscheinungen werden öfter wiederkehren. Sie lagen in der geringen Zahl der herbeigeführten Streiter, welche, wie wir wissen, kaum 10,000 Mann betrug, wovon noch obenein gegen 4000 nur Landwehr aus Steyermark und Kärnthen waren. Eine saumseligere, theilnahmlosere Truppe aber, als diese, konnte man sich nicht vorstellen. Mit der, welche 1813 Preußen rettete, hatte sie nur den Namen gemein. Ohne Volksgefühl, dem heimathlichen Heerde entrissen, gequält von Sehnsucht darnach, war sie im Kampfe stets die letzte, die langsamste auf dem Marsche und die erste, wo das Zeichen zum Rückzuge gegeben wurde. Ein Augenzeuge schilderte sie mit Casti's Worten*):

Molte eran forti e giovani; ma molte
Giovin non più, ne a guareggiar gagliarde,
Onde venian con teste al suol rivolte,
Meste, restie, di mala voglia e tarde,
E confusa moltiplice brigata
Dir si potea con più ragion che armata!

Es waren viel Tapf're, viel Junge dabei,
Doch vielen gefiel nicht des Krieges Geschrei.

*) Animali parlanti, XIX, 41. ff. Was wir damals von der Böhmischen Landwehr kennen lernten, stimmte der Schilderung bei.

Sie waren schon alt und gewaltig verdrossen,
Und deshalb zum Kampfe nur schlechte Genossen,
Sie schlichen gar langsam hinterdrein,
Denn es dünkte ihnen besser, zu Hause zu sein.
Nicht eine geregelte Kriegerschaar,
Sondern ein großer Knäuel das Ganze war.

Fielen die Würfel des Krieges glücklich für Oesterreich in Deutschland oder Italien, so war Tyrol durch sich selbst in der Hauptsache zu seinem Ziele gelangt. Im Gegentheil vermochte eine so kleine Zahl von Truppen, fast zur Hälfte von so wenig Kampflustigen gebildet, unmöglich das Land zu schützen.

Seit dem Augenblicke, wo Joseph Speckbacher mit Hofer sich unterredet hatte, als dieser von Wien zurückkam, war auch derselbe thätig gewesen, im Unterinnthale Genossen zu werben.

Hall trägt von außen und innen den Stempel eines sehr hohen Alterthums. Düstere, alte Häuser bilden enge, winklige Gassen und kaum ein modernes Gebäude ist zu sehen. Die alte Stadtmauer, finstere Thürme, niedrige Thore und ein tiefer Graben erinnern, sämmtlich erhalten, an die Fehden alter Zeiten. Berühmt sind seine Salinen. Das große Gebäude derselben stand schon im 14. Jahrhunderte, und eben seit dieser Zeit ist Salz darin gesotten worden, aus Steinsalz, das vier Stunden davon gewonnen wird. Neun Pfannen, von denen die größten 36 Fuß im Durchmesser haben, liefern täglich

über tausend Centner Salz. Dicke Rauchwolken lagern über der ganzen Stadt. Die Salzgruben, welche den Urstoff liefern, liegen in einem finstern Felsengewölbe, das seine Zacken himmelhoch emporhebt; wilde Bäche rauschen von diesen herab und uralte Föhrenwälder liefern das Holz in die Stadt zum Feuer unter den Pfannen; 300 Stufen steigt man in diese Salzlager und wandelt nun in schwarzen Gängen zwischen finstern Mauern zu unterirdischen Seen, deren Boden die Haue des Bergmannes aushöhlte. Acht und vierzig solcher Seen des Acheron gibt es hier, Sinkwerke genannt, jedes wohl bis zwei Acker Feldes groß. Zu ihnen leitet man das Wasser der Bäche herein und läßt das Steinsalz in ihnen auflösen, worauf dann die Soole nach Hall in hölzernen Röhren geleitet wird, das ausgelaugte Gestein aber führen Knaben auf kleinen Rollwagen zu Tage hinaus, damit die hunderte von Bergleuten Raum zu neuer Soole gewinnen. Wohl dreihundert derselben sind in diesen Eingeweiden der Erde beschäftigt, wie überall nur das kärgliche Leben mit der Arbeit gewinnend.

Aber die Männer alle hier in den Salzsiedereien, in den Sinkwerken und die, welche das Holz zum Gebrauche der ersteren, zum Auszimmern in dem Berge liefern, sind ein kräftiger Menschenschlag, und sie alle hatte Speckbacher mit dem Stachel seiner Worte erregt, und es bedurfte nur eines Winkes, sie in Bewegung zu setzen. Unruhig harrte er, daß Hofer solchen geben sollte. Endlich kam die geheimnißvolle Botschaft:

„es ist Zeit!" Und der Zettel wanderte weiter, die andern Zeichen wanderten weiter, aber auch Speckbacher wanderte zuerst nach Innsbruck, zu sehen, welcher Gestalt dort die Truppen auf die zu erwartenden Dinge bereit sein möchten, ohne daß es ihm gelang, davon viel zu erfahren. Besser gelang es ihm in Hall, wo eine große Menge baierischer Munition lag, die Quantität dieser mit schnellem Ueberblicke auszukundschaften. Der Hof, wo sie sich befand, war von Schildwachen in doppelter Zahl, aber auch von einem Bretterverschlage umgeben. Die erstern ließen Niemanden zu diesem hin; Speckbacher aber stellte sich trunken und taumelte so unter diesem Scheine dem Verschlage zu, gleichsam ein Naturbedürfniß zu befriedigen. Die Wachen ließen ihn gar grob mit Worten und Stößen an, ehe sie aber ihn entfernt hatten, war sein Zweck erreicht worden.

So wurde am 10. April bereits von ihm allen Freunden das letzte Signal gegeben, sich zu sammeln und loszuschlagen. Die Baiern selbst schienen am verhängnißvollen 11. April aber das Schicksal herauszufordern.



BASRELIEF

von Hofers Denkmal zu Insbruck

Panhack del.

Leipzig d. Binders Kunst-Verlag

GEFECHT

in der Oberau am 5 August 1809.